

Worte
über
Orte

Bibliotheken im Nachbarland



Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Treffpunkt Bibliothek	7
Die Mährische Landesbibliothek Brno.....	9
Gertraud Klemm Da wie dort	11
Markéta Pilátová Lesen ist ansteckend	19
Iva Procházková Inspiration im Juni	25
Thomas Sautner Znojmo	35
Ferdinand Schmatz Die Bibliothek ist eines der Herzen der Stadt	41
Marek Šindelka Auf Ausspähung	49
Lydia Steinbacher Glosende Streichhölzer	61
Marek Toman Wo man die Schwalben hört	67
Kurzbiografien	75



Einleitung

Im Frühsommer 2022 entsandten die drei Partnerinstitutionen Mährische Landesbibliothek, Treffpunkt Bibliothek und Literaturhaus NÖ vier Autor:innen aus Tschechien und vier aus Niederösterreich auf die Reise ins Nachbarland. Dieser Besuch führte die Schreibenden in jeweils eine Bibliothek, in der ein Großteil der eingestellten Bücher und Medien nicht in ihrer Muttersprache verfasst ist.

Mit Unterstützung durch Dolmetscher:innen erkundeten die Autor:innen die Geschichte des Bibliotheksstandortes, des Dorfes, der Stadt, die Historie der Region. Durch die Interaktion mit den Bibliothekar:innen ergab sich nicht nur eine geschärfte Außenwahrnehmung, sondern auch die eminent wichtige Bedeutung der Einrichtung Bibliothek. Die hier gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen dienten als Basis für die von den Autor:innen verfassten Essays.

In der vorliegenden Textsammlung – *Worte über Orte. Bibliotheken im Nachbarland* – finden sich nun originelle, interessante, einfühlsame Betrachtungen zu ebendiesen Bücherorten.

Dabei ist auch die Zweisprachigkeit der Publikation ein zentrales Element. Dieses Buch wird in mehr als dreihundertvierzig Bibliotheken in Mähren und NÖ zu finden sein und so die Möglichkeit bereitstellen, die jeweils andere Region in der Muttersprache lesend zu erkunden und erfahren.

Das verbindende Element, hier wie da, ist das bewundernswerte Engagement der Bibliothekar:innen, die keinen Zweifel daran aufkommen lassen, wie wichtig die Bücherei als Ort der Begegnung, der Vermittlung von Literatur, des Wissens für Menschen aller Altersgruppen ist – und dass auch das digitale Zeitalter den persönlichen Kontakt braucht.

www.literaturhausnoe.at



Treffpunkt Bibliothek

Servicestelle des Landes NÖ

Der Verein Treffpunkt Bibliothek stellt Serviceleistungen und Angebote für die öffentlichen Bibliotheken zur Verfügung im Auftrag des Landes Niederösterreich (NÖ).

Aufgaben sind u.a.:

- öffentliche Bibliothekar:innen zu beraten und zu unterstützen in allen Belangen
- ihrer Tätigkeiten und Verpflichtungen (beispielsweise: Medieneinkauf, -verwaltung, Teamarbeit & Leitung, Trägerverhandlungen, Öffentlichkeitsarbeit, Budget, Veranstaltungswesen, Verleih, Bibliothekseinrichtung, Neugründung, Revitalisierung, Aus- und Weiterbildung, usw.),
- Gemeinden, Pfarren, Vereine – also die Träger – bei Revitalisierungen oder Neubauten von Bibliotheken zu beraten,
- die zukünftige Entwicklung und Ausrichtung der öffentlichen Bibliotheken in NÖ zu gestalten.

Die Servicestelle bietet

- als unterstützende Maßnahmen landesweite Aktionen zur Sprach- & Leseförderung an,
- geht Kooperationen mit Stakeholdern ein, um die Breitenwirksamkeit zu gewährleisten und Projekte zu entwickeln, die der Weiterentwicklung der Bibliotheken und ihrer vielfältigen Aufgaben und Rollen dienen, sowie Netzwerke mit Partnern zu bilden
- und berät und vertritt das Land NÖ in österreichweiten & internationalen Gremien um die Entwicklung/Bedeutung der Bibliothekslandschaft in diesen Gremien mitzuprägen.

Die Servicestelle hat in Kooperation mit der NÖ Landesbibliothek (NÖLB) und unter Einbindung relevanter Expert:innen eine neue Strategie für die öffentlichen Bibliotheken in NÖ erarbeitet, die richtungsgebend ist für die eigene Tätigkeit, sowie für die Arbeit der Bibliothekar:innen in NÖ.

Ein enger Kontakt mit den rd. 260 Bibliotheken in NÖ ist durch die Etablierung eines Regionalbetreuer:innensystems gegeben, das durch die 3 NÖ Fachstellen organisiert wird. Diese stehen eng in Kontakt mit der Servicestelle, um die Informationsweitergabe in alle Richtungen zu gewährleisten.

Ursula Liebmann ist die Geschäftsführerin der Servicestelle und hat die Vertretung des Landes NÖ im Bereich *Öffentliche Bibliotheken* national und international inne. Gemeinsam mit einem Team von 6 Mitarbeiter:innen arbeitet sie für den Erhalt der Qualität und der kontinuierlichen Weiterentwicklung des Images für das öffentliche Bibliothekswesen.

www.treffpunkt-bibliothek.at

Die Mährische Landesbibliothek Brno

... ist die zweitgrößte Bibliothek der Tschechischen Republik und eine von drei Bibliotheken mit dem Recht auf ein gedrucktes Exemplar eines jeden Buches, welches in der Tschechischen Republik veröffentlicht wird. Der Bestand zählt mehr als 4,5 Millionen Einheiten, darunter wertvolle historische Handschriften und Paläotypen, aber auch die neueste tschechische und ausländische Literatur. Dank dem umfangreichen Bestand der Mährischen Landesbibliothek, ist sie ein unentbehrlicher Partner für Studierende und Wissenschaftler:innen bei ihrer Forschungsarbeit. Für die Forschungsarbeit stehen ihnen 750 Leseplätze in Fachbereichslesesälen und weitere hilfreiche Services zur Verfügung.

Bildung und Vergnügen werden der breiten Öffentlichkeit im Rahmen des vielfältigen Bildungs- und Kulturprogrammes angeboten. Außerdem fokussiert sich die Mährische Landesbibliothek auf die Entwicklung ihrer Online Services: Die Programmierer entwickeln Tools für die Veröffentlichung digitalisierter Bücher und Zeitschriften, spezielle Tools für die Arbeit mit digitalen Karten oder das Portal knihovny.cz, welches den Nutzer:innen ermöglicht, im Bestand aller tschechischen Bibliotheken zu suchen und Dokumente zu bestellen.

Eine der Aufgaben der Mährischen Landesbibliothek ist, die Bibliotheken der Südmährischen Region methodisch zu lenken. Sie beteiligt sich aber auch maßgeblich an der Entwicklung des Bibliothekswesens im Rahmen der gesamten Republik – so bietet die Mährische Landesbibliothek methodische Hilfe beim Neubau oder der Sanierung von Bibliotheken und administriert Projekte, welche kleineren Bibliotheken den Erwerb qualitativ hochwertiger tschechischer und ausländischer Belletristik ermöglicht.

Die Mährische Landesbibliothek beteiligt sich an zahlreichen wissenschaftlichen Projekten, angefangen bei der Erforschung historischer Bestände, über die Digitalisierung bis hin zur Entwicklung technologischer Innovationen, wie zum

Beispiel einer Software, welche handgeschriebene Texte abschreiben kann. Abmachungen zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit bestehen unter anderem mit der Sächsischen Landesbibliothek, der Universitätsbibliothek in Dresden oder der Nationalbibliothek Frankreich. Im Ausland macht sich die Mährische Landesbibliothek um die Verbreitung tschechischer Literatur verdient: durch das Kulturministerium der Tschechischen Republik ist die Bibliothek beauftragt, tschechische Literatur bei ausländischen Buchmessen zu präsentieren, außerdem betreibt die Mährische Landesbibliothek das Tschechische Literaturzentrum, welches durch Residenzaufenthalte, Dotationen und Kulturprojekte dazu beiträgt, dass Werke tschechischer Autor:innen ins Ausland exportiert werden.

Die Mährische Landesbibliothek ist nicht nur eine Bibliothek von regionaler Bedeutung, ihre Tätigkeiten überschreiten schon lange die Grenzen des Bibliothekswesens und die Grenzen der Stadt Brno, der Südmährischen Region und der Tschechischen Republik.

www.mzk.cz

www.czechlit.cz

Gertraud Klemm

Da wie dort

Da drüben, sagte meine Tante, beginnt der Ostblock.

Die Schwedenschanze, die zu meiner Enttäuschung keine Schischanze ist, sondern nur eine Aussichtsplattform mit einer alten Kanone, simmert in der Hitze, wahrscheinlich ist Spätsommer, die Wiesen sind gelb, einladend, den Hang hinab möchte ich laufen, rollen, diesen Zaun berühren, die Grenze zu diesem gruseligen Ostblock, den ich aus den Radio- und Fernsehnachrichten kenne, endlich mal angreifen. Tschechoslowakei, ČSSR, oder Tsche-es-es-er, klingt fremd, aber ich kenne die Sprache von einer Kollegin meines Vaters, die heißt Jana, die ist geflüchtet, von Prag nach Österreich, und jetzt hat sie ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann, und die Ehefrau weiß das nicht, aber alle anderen schon. Jana ist manchmal bei uns eingeladen, sie spricht deutsch, aber ihr Deutsch ist gebrochen, so sagt man dazu, und das klingt glaubwürdig, weil ich die Brüche und Risse im Deutschen sehen und hören kann, und wie sich die fremde Sprache mit ihren vielen Konsonanten durch sie hindurchzwängt.

Die Frau gegenüber im Speisewagen ist Deutsche. Sie trägt ein bauchfreies Top, strohblonde, zu Berge stehende Haare, und sie hat Hunger, das hat sie jetzt schon drei Mal gesagt, mit anschwellendem Nachdruck, aber das eine Bestimmte, was sie essen wollte, ist aus, leider, dafür hat sich die Kellnerin auch schon dreimal entschuldigt. Die Deutsche seufzt. Was soll ich essen? Ist das Rührei ein richtiges Rührei, oder ein Fertigprodukt?

Blöde Ziege, will ich sagen, du bist im Speisewagen und nicht in deinem Berliner Kiez, siehst du irgendwo eine richtige Küche, siehst du einen Herd und eine Pfanne, mach doch die Augen auf und iss einen Schokoriegel, so wie ich. Die

*Ich würde gerne die Gräber aus der Nähe
sehen, die Inschriften betrachten, aber
ich muss gar nicht so nahe hingehen,
es ist alles da: die Steine, das Gras,
das Vogelgezwitscher, und da kommt
auch schon das Unbehagen, Teil der
Geschichte zu sein, die uns da und
dort einholt, egal, wo in Europa wir uns
gerade befinden...*

Gertraud Klemm

Městská knihovna Ivančice
www.knihovnaivance.cz

Ivančice, 9.800 Einwohner:innen

Diskussion geht weiter, ich steck mir Kopfhörer in die Ohren, ich finde nicht die richtige Musik.

Warum bin ich so schlecht gelaunt? Es ist mehr als diese Frau gegenüber, es ist Nervosität, es ist: Ich weiß nicht. Was von mir verlangt wird, ob diese Vorbehalte gegen den Ostblock nicht doch noch da sind, wie es mir damit geht, die Sprache so gar nicht zu verstehen, ob ich die Geschichte Tschechiens gut genug kenne, um einen Text zu verfassen. Wonach soll ich suchen?

Lass uns doch die Vorbehalte gegen den Osten abbauen, hat mein Mann vorgeschlagen, und wir sind nach Rumänien und in die Slowakei, gegen die Hauptreiserichtung, und es war großartig, es war schockierend, es war vertraut und exotisch, es war so, dass wir es unbedingt wieder tun wollen, weil mit diesem vervenedigten, und vereiffelturmtten und vermozartkugelnten Europa wollen wir eh nichts zu tun haben. Ich hebe den Kopf. Brezlav, ein Grenzübergang, wie es ihn zwischen Deutschland und Österreich nicht mehr gibt, eine ganz normale Haltestation. Ohne Polizisten mit dicken, an den Hüften schaukelnden Pistolen und gepolsterten Gilets, die durch die Gänge schwärmen und Ausweise kontrollieren, in die Gesichter sehen, vor allem in die braunen, wegen der Viren, wegen der Flüchtlinge, wegen der Wählerstimmen, wer weiß das schon. Die Deutsche hat ihr kreisrundes Rührei bekommen, das aussieht wie ein gelber Badeschwamm, in den sie ihre Gabel steckt. In Brno steige ich aus, ich werde hier schon erwartet.

————— • —————

Die Bibliothek liegt im Erdgeschoß eines zweigeschoßigen Gebäudes zwischen bunten Hochhäusern, die mir sehr bekannt vorkommen. Von außen ist sie nicht als solche gekennzeichnet, genauso wie der im ersten Stock befindliche Kindergarten, den ich auch nie als solches erkannt hätte. Ich kann aber auch die Sprache nicht. Als wir die Tür aufstoßen, kommt uns eine Fee entgegen, mit großen transparenten Flügeln und pastellfarbener Perücke. Um sie herum wuseln Kinder. Ich erschrecke kurz, weil ich denke, die werden sich doch nicht für mich in diesem Aufzug, in diesen Verkleidungen präsentieren, aber der Aufwand wird, wie ich später erfahren werde, für die Kinder betrieben, die zum Ritter geschlagen werden. Wie wird zum Ritter geschlagen? Die Bibliothekarin zieht sich einen roten Königsmantel an, setzt eine Krone auf und schlägt alle Kinder, die etwas vorlesen

können, mit einem Zepter aus Plastik zum Ritter. Dann bekommen sie einen Bibliotheksausweis. Ich finde die feierliche Inszenierung angebracht, wer lesen kann, hat Zugang zu allem, was einem die Umgebung bislang vorenthalten hat. Vorausgesetzt, die Bücher sind gut. Und wenn eine nicht lesen kann? Ich denke an meinen kleinen Sohn, der immer noch nicht ordentlich lesen kann, obwohl er in der dritten Klasse Volksschule ist, er ist zu früh geboren, er hatte Meningitis, er hat ADHS, er hat Lese- und Rechenschwächen, er wurde von seiner leiblichen Mutter getrennt, aus seiner Pflegefamilie gerissen und musste sich in unsere Familie einleben, und die Schule war ein Krampf, bis Corona kam und uns den Rest gab. Sofort mache ich mir Sorgen um ihn, anstatt mich auf die Geschichte der Bibliothek Ivančice zu konzentrieren, fürchte ich, dass er nie lesen lernen wird, nie rechnen, dass ihm alle großartigen Potentiale, die er sonst hat, wenig nutzen werden, denn wie viele Kinder, die Saltos und Flic Flacs machen können, die tanzen, grimassieren und Witze reißen können, die auf alle Bäume raufkommen und alle Menschen bezaubern können, braucht die Welt? Mit einem Kind wie diesem seid ihr überall auf der Welt willkommen, hat ein kroatischer Weinhändler voriges Jahr zu uns gesagt, als er die Weinlieferung mit einer Rodel zum Auto brachte, und obendrauf saß unser Kleiner wie auf einer Sänfte und grinste wie ein König. Ich denke an unseren großen Sohn, der lesen könnte, und rechnen auch, der es einfach von Anbeginn an hasste, in der Schule zu hocken, Bücher zu lesen, den wir durch die Volksschule schoben, durchs Gymnasium zerzten, bis er sich dank Corona unserer Kontrolle entziehen konnte und genussvoll jedes Zutun verweigerte, der jetzt Kabelkanäle verlegt und Lampen aufhängt und Steckdosen montiert und Photovoltaikanlagen auf Dächern installiert und hoffentlich glücklich wird, so ganz ohne Bücher und gelesene Welten.

Wenn ein Kind nicht lesen kann, und das ist natürlich ein Thema, sagt die Bibliothekarin, dann reichen ein paar Buchstaben, es ist in Tschechien nicht anders gewesen, ich bin versöhnt, dass wenigstens diese klugen Bibliothekarinnen Kinder nicht für ihre pandemischen Defizite bestrafen und demütigen, sondern verstanden haben, dass diese mehr Geduld brauchen als die anderen. Corona hat auch hier eine Schneise geschlagen, es wird Diagramme und Kurven geben, in 10, 20 Jahren werden sie auf die Talsohle zeigen und sagen: Hier ist der Corona-Knick, hier ist die neuralgische Zone, in der eine Generation nicht ordentlich lesen und schreiben gelernt hat, und das hier, bittesehr, ist unsere neue Verliererkaste.

Ich frage, wie war das bei euch mit Corona, und die Bibliothekarinnen wiegen die Köpfe, nicht gut, gar nicht gut, man sehe das an den Kindern, aber man habe Bücher geschmuggelt, über die Fenster hereingereicht, auch das habe ich in Österreich gehört, wie diese unterbezahlten, umtriebigen, größtenteils ehrenamtlichen Bibliothekarinnen die Versorgung mit Büchern ernst nahmen, ernster als es die Regierung sich vorstellen konnte, wie wichtig den „Kulturverliebten“, die jetzt leider ein bisschen durch die Finger schauen müssen, ihre Kultur ist.

Sie servieren mir Erdbeeren, Cremetörtchen, Pralinen, Käsebrötchen und Wein, und dann wandern wir durch das ehemals königliche Städtchen, das einmal so wichtig war, die Übersetzerin, die extra gekommen ist, erzählt von der Geschichte, wir gehen ins Rathaus, ins Museum, es ist alles ein bisschen wie in Österreich, diese Aufzählung von Adelligen, bedeutsamen Männern, der Jugendstilmaler Mucha wurde hier geboren, und ein Schauspieler, ich habe schon auf der Wikipediaseite recherchiert, „Söhne und Töchter der Stadt“, es sind natürlich nur Söhne, die Töchter-Formulierung könnte sich Wikipedia sparen, und ich frage mich, wie immer bei solchen historischen Erzählungen, wer nicht erinnert wird, das Fußvolk, die Leibeigenen, eine Malerin vielleicht, die nur ausgegraben werden müsste unter der Herrlichkeit der Männer, wie Tina Blau, wie Friedl Dicker oder Helene Funke, die man einfach nicht erinnern wollte, und gäbe es nicht umtriebige Kuratorinnen und Museumsdirektorinnen, auch ich hätte noch nie von ihnen gehört. Ich berühre Heiligenstatuen, Portale, und die Keramikhüttchen, die über den Spargel gestülpt wurden, damit er für die Adelligen hell und zart blieb, und zuletzt kraxeln wir auf den Turm, wir schnaufen die steilen Holztreppe nach oben, und von oben schauen wir auf die Stadt hinab, und dann schließlich machen wir ein Selfie, auf dem wir alle ein bisschen erleichtert aussehen.

Zu Mittag gibt es Spinat mit Kartoffeln und Eiern, das einzige vegetarische Gericht. Der Spinat strotzt nur so vor Knoblauch, den ich liebe, aber ich weiß schon, das wird mir noch leidtun, er wird mich noch lange quälen, trotzdem kann ich nicht aufhören zu essen. Zum jüdischen Friedhof gehen wir danach, wir überschreiten die Grenze zum jüdischen Viertel, die in der Bodenpflasterung mit Sternen markiert ist, wenn ich nicht rede oder frage, fallen meine Begleiterinnen ins Tschechische und plaudern, und ich verstehe kein einziges Wort, kein einziges. Und da ist die Synagoge, sagt die Übersetzerin jetzt, sie verfällt, weil es keine

Juden mehr gibt. Wie in Österreich denke ich, wie in meiner Heimatstadt, die einmal die drittgrößte jüdische Gemeinde beherbergte, auch bei uns gibt es einen jüdischen Friedhof, der versperrt werden muss, und eine Synagoge, die wieder aufgebaut wurde, die fungiert jetzt als Kulturzentrum. Ich weiß nicht, ob darin noch gebetet wird, meine Rechercheversuche enden auf einer Homepage, die noch im Aufbau ist.

Der jüdische Friedhof von Ivančice ist am Ende einer gebogenen Straße, es ist stinkheiß, als wir ihn erreichen, und seine Tore sind verschlossen, die Frau, die den Schlüssel hat und gegenüber wohnt, ist leider nicht zu Hause, wir setzen uns auf die Mauern des Grabens vor dem Eingang, im Schatten der Bäume, und trinken aus unseren Wasserflaschen. Ich würde gerne die Gräber aus der Nähe sehen, die Inschriften betrachten, aber ich muss gar nicht so nahe hingehen, es ist alles da: die Steine, das Gras, das Vogelgezwitscher, und da kommt auch schon das Unbehagen, Teil der Geschichte zu sein, die uns da und dort einholt, egal, wo in Europa wir uns gerade befinden; es ist wie mit dem Knoblauch – beides schiebt gegen die Magendecke.

Am Abend sitze ich wieder allein im Restaurant der Pension, ich trinke Kozel Bier gegen den Durst und den Knoblauch, gegen das Dampfe, eine Einsamkeit bricht über mich herein, eine Unruhe, ich gebe einem Impuls nach und rufe meine beste Freundin an, diejenige, deren Großeltern Sudetendeutsche waren und vertrieben wurden und sich in Österreich eine neue Existenz aufgebaut haben. Wir reden über unsere Arbeit, ich erzähle ihr von der merkwürdigen Schwermut, die mich hier einfängt, und wir verabreden, morgen gemeinsam zu essen, mit den Kindern, das tröstet mich.

Als ich auflege, denke ich: Wären die Großeltern meiner Freundin nicht vertrieben worden, wäre sie in Tschechien aufgewachsen. Und hätte mein Großvater damals diese Senf-Fabrik in Tschechien übernommen, von der mir meine Mutter ein paar Mal erzählt hat, wäre meine Familie nach Tschechien ausgewandert, und ich wäre dort aufgewachsen. Vielleicht wären wir auch in der ČSSR Freundinnen geworden. Warum das mit der Übernahme der Fabrik nichts geworden ist, habe ich nie gefragt, aber ich habe eine Ahnung, die mich gleich wieder durstig werden lässt.



Meine Tante hält mich fest. Nicht doch! Siehst du nicht den Soldaten? Der erschießt dich!

Mein Bruder ist älter, er weiß schon, dass er sich dieser Vorschrift beugen muss, immerhin ist kalter Krieg, mit unsichtbaren Kämpfern, und schweigenden Waffen. Noch. Nimmt er meine Hand?

Ich weiß nur, ich kann nicht glauben, dass man den eisernen Vorhang nicht berühren darf, nicht einmal auf unserer Seite. Angst habe ich trotzdem, und gehorche: Das kann ich gut. Von weitem sehe ich den Zaun, einen Wachturm vielleicht, in dem ein Soldat lauert, vielleicht, und dahinter ganz bestimmt derselbe Wald wie hier im Mühlviertel und dieselben Wiesen. Wenn ein Land aufhört und das andere beginnt, kann es sein, dass man den Grenzübergang im Auto gar nicht bemerkt, und wenn man wieder aufwacht, gibt es andere Straßenmarkierungen, Schilder und andere Schleck-eisorten. Es passiert aber auch, dass man seinen Pass herzeigen muss, dann wird man aufgeweckt, muss ruhig sein und sein Gesicht zum Fenster wenden, denn mit der Grenzpolizei ist nicht zu spaßen. Manchmal gibt es ein Niemandsland zwischen den Grenzen. Das Wort bringt mich aus der Fassung, überhaupt einmal, als ich ein Häuschen entdeckte, zwischen Kroatien und Slowenien, kann man da wohnen, wenn es kein Land ist? Zu welchem Land gehört man dann, wo gehen dann die Kinder zur Schule, was kommt auf den Tisch?

Wer wohnt da?, frage ich.

Niemand, sagt mein Bruder.

*Als ich dann aus Grafenwörth abreise,
denke ich an diese kleinen Orte, die den
kleinen Orten, aus denen ich stamme,
so ähnlich sind, und sage mir zwei Sätze
aus der Bibliothek wieder und wieder
vor: „Lesen ist ansteckend.“
Und „Es macht mir Spaß, in meinem
Kopf Bilder zu erschaffen“.*

Markéta Pilátová

Öffentliche Bibliothek Grafenwörth
www.bibliothek-grafenwoerth.noebib.at

Grafenwörth, 3.300 Einwohner:innen

Markéta Pilátová

Lesen ist ansteckend

Aus dem Tschechischen übersetzt von Kathrin Janka

Es regnet. Dicht strömt der ersehnte Regen vom Himmel. Ich spanne den Schirm auf. Durch das nasse Gras gehe ich zur Haltestelle am Rand der Kleinstadt. Velké Losiny, wo ich wohne, ist etwa genauso groß wie Grafenwörth, wo ich hinfahre. Ich habe den Rucksack auf dem Rücken und genügend Lesestoff in meinem Reader. Die Reise wird circa acht Stunden dauern. In Šumperk steige ich vom Bus in den Schnellzug Bouzov Richtung Brünn um. Er zockelt gemächlich durch die mährische Ebene, wo schon alles blüht, und passiert Orte, die Pivín, Nezamyslice oder Hněvotice heißen. Und wie immer denke ich darüber nach, ob sie in Pivín wohl viel pivo (Bier) konsumieren, ob die aus Nezamyslice wohl nezamýšlí, also nicht so viel nachdenken, oder ob man in Hněvotice (etwa: „Zorndorf“) öfter wütend wird als anderswo. Und wie immer hat dieser langsame Schnellzug Verspätung. In Prostějov fährt er eine ganze Fuhre davon ein, die er dann, noch vor Brünn, verbissen wieder rausholt. Ich habe aber noch nie erlebt, dass die Verspätung so groß gewesen wäre, dass ich den EC Vindobona nach Wien verpasst hätte. Ich kriege ihn auch diesmal.

Gerade fahren wir durch Rajhrad, wo die Familie meiner Oma gelebt hat. Draußen vor den Zugfenstern blühen die Akazien, die weißen Teller des Holunders und blaue Bart-Iris. Die Romakinder aus der Ukraine sprechen Ungarisch, schleppen schmuddelige, große Ranzen durch den blitzblanken Waggon, riesige, abgewetzte Taschen der Marke Kika, und betteln. Plötzlich betrifft es uns. Im Frühlingszug nach Wien. Die Kinder strecken ihre schmutzigen Hände aus und schimpfen, wenn ihnen niemand etwas gibt. Zwei Welten, die sich nicht begegnen, die eine tut, als ob sie nichts höre und sehe, und die andere ist gezwungen, sich schimpfend abzuwenden.

Am Wiener Hauptbahnhof steige ich aus. Ich kaufe mir eine Fahrkarte bis Wagram-Grafenegg, bei den Einheimischen heißt der Bahnhof aber Wagram am

Wagram. Ich blicke da nicht so richtig durch, solche Sachen wissen nur Einheimische. So wie ich etwa weiß, dass der Bus in Velké Losiny, wenn er am Friedhof hält, eigentlich am Bahnhof ist.



Der Frühling könnte nicht schöner sein. Die Wiesenblumen Niederösterreichs erblühen, der Klatschmohn schüttelt seine roten Röcke auf. Die Weinreben, die hier das Alpha und das Omega von allem sind, sehen aus, als habe sie jemand mit einem grünen Marker hervorgestrichen. Der Duft der ersten Rosen durchzieht den Nachmittag. Am Bahnhof erwarten mich zwei Frauen. Michaela Koller und Renate Weibold. Mutter und Tochter, die Bibliothekarinnen hier am Ort: Ihre Bibliothek steht auf dem Dorfplatz, hat ein gedrungenes Zwiebeltürmchen und war früher die Polizeistation.

Grafenwörth ähnelt den Dörfern in der Hanna derart, dass es mir zuweilen richtig schwer fällt, nicht zu denken, dass ich gerade in Tučapy u Vyškova in den Ferien bin, wo meine Urgroßmutter Adolfa Vysoudilová lebte. Und als ich dann in einem Bildband zur Geschichte Grafenwörths blättere, in dem es mehrere aussagekräftige Fotos vom Kampf gegen Überschwemmungen gibt, wird mir klar, dass diese Ähnlichkeit mit der mährischen Ebene nicht einfach nur ein Zufall ist.

Die Rosen in den Beeten sind gerade aufgeblüht, und dass wir im einundzwanzigsten Jahrhundert sind und nicht im achtzehnten, aus dem die Giebel vieler Höfe hier stammen, erinnert nur die feste und ziemlich geräuschvolle Umarmung der Autobahn hinter den Scheunen. Die Hiesigen sind aber nicht allzu ungnädig ihr gegenüber – ihretwegen kommen sie nämlich viel schneller nach Wien und sind dadurch nicht so abhängig von der Arbeit in den Weinbergen und auf den Feldern und ihre Kinder können leichter den Studienplatz erreichen und in die Welt hinausziehen oder aus ihr zurückkehren.

Am Morgen erwartet mich der Besuch der lokalen Bibliothek. Renate, eine geschmeidige Siebzigerin im Sommerkleid und mit kunstvoll lackierten Fingernägeln, führt mich durch drei von der Maisonnette aufgeheizte Räume und erzählt, dass sie in Rente ist, davor hat sie fast vierzig Jahre lang ein Textilgeschäft geführt. Jetzt arbeitet sie knapp zwanzig Stunden die Woche als Freiwillige in der Bibliothek. Dafür hat sie lernen müssen, mit dem Computer umzugehen, das hat

ihr zunächst Angst gemacht, aber heute hat sie damit, auch dank ihrer Tochter, kein Problem mehr.

Am Tag sieht sie an die vierzig Leser, die Hälfte davon sind Kinder. Das ist kein Zufall, denn die Bibliothek war zunächst Teil der Schulbibliothek und ist auch heute noch auf Veranstaltungen mit Schüler:innen und Vorschulkindern spezialisiert. Gerade sind vier Leser:innen eingetroffen, um neue Bücher auszuleihen: Mutter, Vater und zwei Töchter, die Familie Grass. Wir unterhalten uns über das Lesen, darüber, wie gerne die Mädchen – die fünfzehnjährige Ana und die zwölfjährige Simona – lesen und wie sie auch ihre Eltern Sonja und Norbert zum Lesen gebracht haben. „Lesen ist ansteckend“, seufzt die Mutter zufrieden. Sie erzählt mir, wie die Bibliothekarinnen Renate und Michaela während der Pandemie ihren Leser:innen mit dem eigenen Auto Taschen voller Bücher bis nach Hause brachten, manchmal auch an 25 km entfernte Orte. „Das vergessen wir ihnen nie“, sagt Simona. Sie hat ein Sweatshirt an, in das sie doppelt hineinpassen würde, trägt ein grünes Basecap und liest am allerliebsten dicke Fantasy-Romane. Sie sagt, dass die es zuverlässig schaffen, sie aus der schwierigen Realität des Heranwachsens oder der Pandemie in andere Welten zu versetzen. Mutter Sonja, Verkäuferin in einem Baumarkt, mag – genau wie Bibliothekarin Renate – gern historische Romane. Aus Neugier darauf, wie die Menschen zu anderen Zeiten gelebt haben, und auch, weil sie nie genau die Handlung voraussagen kann, was, wie sie meint, bei Romanen, die in der Gegenwart spielen, droht. Simonas ältere Schwester Ana antwortet mir auf die Frage, warum ihr das Lesen Spaß macht und ihren Mitschülerinnen nicht, dass sie sich, wenn sie liest, gern Bilder im Kopf erschafft, was vielleicht nicht jeder kann. Renate führt mich noch in die Schulbibliothek, um die sie sich gemeinsam mit ihrer Tochter auch noch kümmert. Durch die großen Fenster sieht man in den Schulgarten, und in der Bibliothek ist alles genau sortiert und aufeinander abgestimmt. Man blickt durch diese Fenster und ist zurück in der Kindheit, als man mit dem Einkaufsnetz in die Bibliothek ging und sich Romane holte, die genauso dick waren, wie Simona sie gern hat. Und genau wie sie der Realität entflo, damals noch den Marasmen des Schulbetriebs am Ende der totalitären kommunistischen Ära, als man Freunde, Rat und Trost in Büchern fand.

Als ich dann zum etwa fünf Kilometer entfernten Schloss Grafenegg fahre, um es zu besichtigen, wird mir wieder einmal bewusst, wie gekonnt die Österreicher

ihr historisches Erbe mit der Gegenwart verbinden. Das Objekt ist nämlich heute nicht mehr nur ein Schloss, sondern in den kleinen Häusern unterhalb wurden kommunale Wohnungen ausgebaut und in dem weitläufigen Park befinden sich ein moderner Konzertsaal und eine Freilichtbühne, im 1.750 Menschen fassenden Auditorium wird ein traditionelles Musikfestival veranstaltet. Und um auch die Einheimischen aus den Weinbaudörfern und Städtchen der Umgebung anzulocken, sind die Generalproben kostenlos, so dass hier jeder klassische Musik genießen kann. Die Konzerte sind meist viele Monate im Voraus hoffnungslos ausverkauft, die Karten für die Generalproben ausgebucht.

Doch auch in Grafenwörth gab es einst ein kleines Schloss. Heute ist davon nur noch ein Stückchen einer alten Brücke auf dem Platz in der Ortsmitte übrig, die in das überraschende Herz des Gemeindelebens führt. Das ist ein Heim für Senioren und Alzheimer-Patienten. Die Einrichtung ist absichtlich so platziert, dass sie vor aller Augen liegt, damit die Senioren nicht an den Rand der Aufmerksamkeit abgeschoben werden. Hier gibt es einen wunderbar gestalteten Park, der keine Sackgassen aufweist. Alle Wege führen die Senioren, die um natürliche Teiche und Rosenbeete herum promenieren können, zurück ins Heim. Und wieder stoße ich hier auf einheimische Freiwillige der Gemeinde, die wahrscheinlich vom Freiwilligenwesen lebt, das ihr Luft zum Atmen verschafft. Diese hier gehen gerade mit den Senioren Karten spielen, einige andere schicken sich an, sie in einem Krankenwagen zu einer Untersuchung ins Krankenhaus zu begleiten, damit jemand dabei ist, den sie gut kennen.



Am nächsten Tag erwartet mich noch ein Ausflug. Denn Wagram am Wagram, etwa zwei Kilometer entfernt gelegen, wird langsam aber sicher zur Touristenattraktion. Das verdankt der Ort der buddhistischen Stupa. Sie lesen richtig: buddhistische Stupa. Der Weg zu diesem weißen Bau auf einem Hügel in einer Landschaft, die so barock ist, dass man die Stupa problemlos in eine etwas extravagantere Kapelle umwandeln könnte, führt durch blühende Felder und Weinberge. Mich begleitet eine weitere Freiwillige, die Ukrainerin Svitlana Kitzler. Von der Bibliothekarin Michaela hat sie erfahren, dass ich nach Grafenwörth komme, und als sie mich gegoogelt hatte, bot sie sich an, mich heute zur Stupa zu begleiten. Sie

wohnt schon in Österreich seit sie klein ist, ihre Mutter ist damals zum Arbeiten hergekommen. Heute besitzen Svitlana und ihr Mann, ein österreichischer Physiotherapeut, ein Häuschen im Weindorf Wagram am Wagram und Svitlana ist Managerin in einer österreichischen Firma. Jetzt unterstützt sie außerdem fünf aus der Ukraine geflüchtete Familien, ihr neues Leben in Grafenwörth zu bewältigen, indem sie für sie dolmetscht. Sie führt mich zu der Stupa, wo sie gern hinget, um Ruhe und positive Energie zu tanken. Wir unterhalten uns, und obwohl wir uns erst vor knapp einer Stunde erstmals getroffen haben, habe ich - genau wie mit Renate und Michaela - das Gefühl, dass ich sie schon lange kenne. Zu Fuß gehen wir durch die glühenden Felder, es ist Mittag und es würde mich kein bisschen überraschen, wenn hier irgendeine Mittagshexe auftauchen würde. Aber ich hätte keine Angst vor ihr, weil Svitlanas Freundlichkeit sie hundertprozentig genauso verzaubern würde wie mich. Sicher würde sie ihr kühles Wasser anbieten, ein bisschen Sitzen im Garten und Kaffeegebäck. Die Stupa kommt näher und ich muss an einen anderen, irgendwie fast identischen Spaziergang durch die Landschaft hier denken, vor etwa zehn Jahren. Zum buddhistischen Zentrum etwas außerhalb von Krems an der Donau hatte mich die österreichische Übersetzerin Christa Rothmeier mitgenommen, die mir sagte, die Landschaft hier sei wie geschaffen für Buddhisten. Ich hatte das damals ihrem Interesse an alternativen Lebensentwürfen zugeschrieben, aber jetzt gebe ich ihr recht. Vor mir ragt etwas auf, das aussieht wie ein riesiger, hoch aufgetürmter Schokokuss mit weißem Guss. So barock, so unerwartet und so verlockend. Vor der Stupa eine Buddha-Statue, daneben ein Vogelhäuschen. Ein kleiner Springbrunnen und in der Mitte der Stupa ein Licht, das zugleich kühlt und warm ist, und eine große eiserne Glocke. Man kann sie läuten und sich etwas wünschen. Ich läute die Glocke, wünsche mir etwas. Svitlana hat sich inzwischen mit dem Handy auf den Boden gesetzt, macht Fotos und tauscht sich mit Verwandten in der Ukraine aus. Ein Teil ihrer Familie hat nicht aus dem Kriegsgebiet weggehen wollen, ein Teil kann gar nicht, die Männer sind zum Militärdienst eingezogen und eine Verwandte ist Ärztin und muss auch bleiben, ihr Beruf ist kriegswichtig. Von diesen Dingen sprechen wir, mitten in einer Stupa, erbaut von Menschen, die an eine gewisse Ordnung der Dinge glauben. An Reinkarnation, Frieden, demütiges Gebet. Eine Ukrainerin und eine Tschechin, die dieses materielle Symbol des Glaubens

für einen beinahe sommerlichen Moment zu etwas Friedlicherem, Reinerem verbunden hat, als unsere Erfahrungen mit der Welt es sind.

Als ich dann aus Grafenwörth abreise, denke ich an diese kleinen Orte, die den kleinen Orten, aus denen ich stamme, so ähnlich sind, und sage mir zwei Sätze aus der Bibliothek wieder und wieder vor: „Lesen ist ansteckend.“ Und „Es macht mir Spaß, in meinem Kopf Bilder zu erschaffen“. Zwei pubertierende Mädchen haben ihre Eltern mit dem Lesen angesteckt, besonders während der Pandemie, weil ihnen zwei engagierte Bibliothekarinnen Bücher nach Hause brachten. Und beim Lesen macht es ihnen Spaß in ihren Köpfen Bilder zu erschaffen. Ich fahre zurück nach Wien, dann nach Mähren, nach Velké Losiny, das Grafenwörth so ähnlich ist.

Ich hatte gedacht, eine so anstrengende Reise lohnt sich nicht, nur um eine kleine Bibliothek zu besuchen. Aber diese beiden Sätze waren es wert. Auch um ihretwillen will ich jetzt weiterschreiben. Vielleicht werden, und vielleicht schon bald, die Ansteckung durch Lesen und das Erschaffen von Bildern im Kopf das Einzige sein, woran ich mich erinnern werde. Irgendwo in einem Seniorenheim, wo ich über Pfade wandle, die niemals in einer Sackgasse enden, sondern mich immer wieder nach Hause führen. Immer wieder will ich mir sagen, dass mich die Bilder retten werden, die ich mir im Kopf erschaffe, wenn ich ein Buch schreibe oder lese. Freiwillige begleiten mich zu den Untersuchungen, wir umrunden mit dem Krankenwagen die weiße Stupa und ich erzwingen einen Halt, um die Glocke zu läuten. Und mir etwas zu wünschen. In dieser miesen Welt voller Kriege und bettelnder Kinder in den Waggons blitzblanker Züge. Die durchdrungen ist von Krankheit, Ungerechtigkeit und von Holunderduft. In diesem späten Frühling. Für immer fest in meinem Kopf das Bild von Grafenwörth.

Iva Procházková

Inspiration im Juni

Aus dem Tschechischen übersetzt von Kathrin Janka

Vor dem Zugfenster zieht die Landschaft vorbei. Sie eilt mir entgegen, springt mir in die Augen, läuft durch mich hindurch und verschwindet hinter meinem Rücken. Sie weiß das nicht, besitzt kein Denkvermögen, das sie auf die Idee bringen könnte, dass sie eine Landschaft ist. Ich, ein Exemplar vom Stamme Homo sapiens, bin es, die sie so nennt; und wie auch andere Vertreter meiner Art verspüre ich den Zwang, die Wirklichkeit zu segmentieren, zu erklären und mit unvollkommenen Begriffen und sprachlichen Konstrukten zu bezeichnen. Die Kommunikation ermöglichen ebenso wie Missverständnisse.

„Eine ungewöhnliche Landschaft“, sage ich zu dem weißhaarigen Mann mir gegenüber. Wir reden miteinander, ich habe eine Handvoll Kirschen bekommen, die haben alle Gesprächsbarrieren beseitigt. Meinen Mitreisenden durchläuft die Landschaft vom Scheitel her, anders als ich sieht er sie nicht näherkommen, sondern sie entschwindet pausenlos, lässt ihn zurück. Es macht ihm nichts, er kennt sie auswendig.

„Es ist schön bei uns“, stimmt er mir zu. Er hat meine Bemerkung als Lob einer Welt aufgefasst, die er als die seine begreift. Er ist Teil von ihr, erntet dort seine Kirschen und reist darin mit leichtem Gepäck, einem Körbchen und einer Gürteltasche. Den einen Endpunkt seiner Trasse definiert Trocnov, wo er selbst wohnt, am anderen liegt Nové Hradky, wo seine Tochter lebt. Zwanzig Minuten Fahrt. „Vor über fünfzig Jahren habe ich hier eingehiratet, da kann ich schon bei uns sagen, oder nicht?“

Bei uns – auch so ein unvollkommener Begriff, der zu Missverständnissen führt. Wo beginnt, wo endet er? Was schließt er ein, was nicht? Ist für den weißhaarigen Mann Vyšné noch *bei uns*? Oder České Velenice? Ich würde sagen: ja, das ist ja nur ein paar Kilometer weit weg, aber wie ist es mit Gmünd? Der Bahnhof in Velenice gehörte einst zu Gmünd, er war sein Stolz und gleichzeitig ein wichtiger

Eisenbahnknotenpunkt für ganz Österreich-Ungarn. Von hier aus reiste man nach Prag, nach Wien, nach Cheb, Gmünd war bedeutend als Bindeglied zwischen den einzelnen Regionen, und weil Region nichts weiter ist als ein Begriff, der einmal genauer, mal weniger genau ein definiertes Stückchen Land bezeichnet, in dem Menschen leben, bringen mich meine Überlegungen zu dem Schluss, dass der Bahnhof von Gmünd/Velenice ein wichtiger Schnittpunkt menschlicher Leben war. Unzählige anonyme Wege trafen hier zusammen oder kreuzten sich, manche zufällig, manche gezielt, manche schicksalhaft.

Zu den Treffen, die über den Rahmen der Anonymität hinausragen, gehört das Rendezvous von Milena Jesenská und Franz Kafka. Sie hatten sich anderes von ihm erwartet, als es ihnen brachte. Die individuellen Charaktere der beiden Liebenden verbanden sich im Bahnhofshotel Huber nicht zu einem harmonischen Ganzen, sie setzten ihren Lebensweg künftig nicht gemeinsam fort. Angesichts von Kafkas Introvertiertheit trug das Stelldichein jedoch letztlich die bestmöglichen Früchte. Es mündete (und man neigt dazu, darin etwas Symbolisches zu sehen, schließlich bedeutet Gmünd Mündung) in eine Freundschaft, die sich in der wechselseitigen Korrespondenz vertiefte und andauerte, bis Kafka starb.

Inzwischen ist der weißhaarige Mitreisende bei seiner Tochter angekommen und ausgestiegen. Auch ich bereite mich aufs Aussteigen vor. Der Zug endet in České Velenice, als wolle er zu bedenken geben, es könnte überflüssig sein, andere Ziele zu suchen.

Ich durchquere die Bahnhofshalle. Sie ist anders als zur Zeit des Rendezvous von Kafka und Jesenská. Das imposante historische Gebäude ist den Fliegerbomben der alliierten Befreier zum Opfer gefallen, die mit ihrem Angriff auf die Stadt kurz vor Kriegsende den Nachschub von Waffen aus den tschechischen Rüstungsfabriken für die Ostfront verhindern wollten. Ich stecke die Nase hinaus in den heißen Juninachmittag und sehe mich um. Elfriede Moser kenne ich bisher nur als Stimme im Telefon und so weiß ich nicht, inwieweit die Vorstellung, die ich mir von ihr gemacht habe, der Realität entspricht. Außerdem quälen mich Zweifel, ob sie mich hier überhaupt erwartet. Unser Treffen hätte früher stattfinden sollen, doch mit der Modernisierung der Strecke Prag Budweis, die angeblich bald die Fahrzeit reduzieren und die einstige Kaiser Franz Josefs-Bahn wieder zu einer attraktiven Verbindung machen soll, gehen unabdingbare Streckensperrungen und unattraktive Verspätungen einher.

Vor dem Bahnhof sehe ich zwei Frauen, die eine erweckt nicht den Anschein, als ob sie außer ihrem Handy irgendetwas interessieren könnte, die andere sieht mich fragend an. In ihren Mundwinkeln sitzt ein noch unentwickeltes Lächeln. Als ich einen Gruß andeute, entfaltet es sich vollständig. Es ist Elfriede Moser. Bei ihrem Anblick vergesse ich, was für ein Bild ich ihr in meinen Vorstellungen zgedacht hatte – sie sieht genauso aus, wie sie aussehen soll.

„Da bin ich endlich“, in meinem Ton schwingt die Entschuldigung für meine späte Ankunft und die damit verbundenen Probleme mit.

„Wunderbar!“ Sie nimmt die Zugverspätungen als selbstverständlich hin, die Probleme scheinen sie nicht zu betreffen. Schon im nächsten Satz schlägt sie mir vor: „Duzen wir uns doch, ich bin Elfi.“

Das Duzen ist wie eine geschenkte Handvoll Kirschen. Es reißt Barrieren ein, erleichtert das Gespräch, verwischt die Grenzen, die die gesellschaftlichen Benimm-Regeln zwischen uns errichtet haben. *Grenzen*. Noch so ein verwirrender Begriff. Die Zeit des Totalitarismus hat mich gelehrt, sie als etwas zu begreifen, was man fürchten muss, um das man aber auch fürchten muss. Jeder meiner Mitbürger wusste, dass die Staatsgrenzen ihn um Erfahrungen, Erlebnisse und Menschen auf der anderen Seite bringen. Hinter dem Stacheldraht. Zwischen der kommunistischen Tschechoslowakei und Österreich waren drei Reihen davon gezogen, die mittlere stand unter Strom. Im totalitären System war der Tod die adäquate Strafe für das Überschreiten von Grenzen.

„Wir sind gleich da“, teilt mir Elfi mit, während der Bahnhof im Rückspiegel verschwindet. Zehn Kilometer von hier, auf der österreichischen Seite der Novohradské hory bzw. des Gratzener Berglands liegt Weitra, das Vitoraz aus František Palackýs Phantasien. Weil das Ziel meiner Reise die dortige Bibliothek ist, kann ich nicht anders, als in Gedanken zu den Büchern vorauszuweichen. Es gibt so einige, die diese Gegend kartographieren, und je nach Autorenpersönlichkeit den Charakter des Lebens an der Grenze, auf der Grenze oder mit der Grenze diagnostizieren.

Josef Bartuška, ein Multitalent, das in den 1920er Jahren hier als Minderheiten-Lehrer angestellt war, wanderte in seinen Gedichten durch die Landschaft *wie in einer Traum-Vision*, sah zu, wie *im tiefen Himmel ein opales Wölkchen quillt*, überschritt über *das graue Gespinnst einer Konstruktion die Lužnice, alias Lainsitz*. Seine Reflexionen hielt er in Grafiken und Collagen fest, mit dem Auslöser seines

Zehn Kilometer von hier, auf der österreichischen Seite der Novohradské hory bzw. des Gratzener Berglands liegt Weitra, das Vitoraz aus František Palackýs Phantasien. Weil das Ziel meiner Reise die dortige Bibliothek ist, kann ich nicht anders, als in Gedanken zu den Büchern voranzueilen. Es gibt so einige, die diese Gegend kartographieren, und je nach Autorenpersönlichkeit den Charakter des Lebens an der Grenze, auf der Grenze oder mit der Grenze diagnostizieren.

Iva Procházková

Stadtbücherei Weitra
www.buecherei-weitra.noebib.at

Weitra, 2.600 Einwohner:innen

Fotoapparats suchte er Spuren im lehmigen Grund, die ihm *Aufzeichnung des Lebens und seiner Bewegung* waren. Wieder und wieder kehrte er zur Lužnice zurück, als spüre er, dass dieser zögerliche Fluss, mehr als jedes andere Element der Landschaft, die Uneindeutigkeit dieser Gegend bekundet. Auch er ist ein Bindeglied, wenn auch ein zuhöchst unentschiedenes. In einem seichten Bett fließt er ein Stückchen auf der tschechischen, ein Stückchen auf der österreichischen Seite, windet sich kompromisslerisch nach rechts und links, ergießt sich stellenweise in die Breite. Es sieht so aus, als wolle er so viel wie möglich von diesem Landstrich für sich einnehmen, dessen Beherrschung doch historisch gesehen schon immer kompliziert gewesen ist. Die dreizehn Ortschaften, die sich der junge tschechoslowakische Staat bei seiner Entstehung einverleibte, entgingen später nicht dem Schicksal der übrigen von Hitler besetzten Territorien, und nach dem Krieg vollendete die Vertreibung der deutschen Bevölkerung das Leid und die Tragödien am Ort.

Elfriede Moser stammt von hier. Die Wandlungen, die die Umgebung durchgemacht hat, kommentiert sie treffend, sachlich, sie sind für sie Gegebenheiten wie die Zugverspätung. Die Hintergründe und die Schicksalsdramen, die mit dem Grenzgebiet verbunden sind, kennt sie nicht nur aus den Erzählungen von Menschen, die sie erlebt haben, als Zeugen oder Protagonisten, sondern auch aus der Literatur. Bücher haben zeitlebens für sie eine wichtige Rolle gespielt, und so hat sie nicht lange überlegt, als sie gefragt wurde, ob sie die Leitung der Bibliothek übernehmen wolle. „Es sollte vorübergehend sein“, sagt sie. Und fügt sofort stoisch hinzu: „Ich mache das jetzt seit acht Jahren.“

In acht Jahren ändert sich in einem Menschenleben so Manches. Für Weitra ist ein solcher Zeitabschnitt nur ein weiteres Intervall zwischen zwei Atemzügen. Das Schloss, von dem aus man weit ins Land sieht und das auch von überall her zu sehen ist, bewahrt in seinem genetischen Gedächtnis die über achthundert Jahre alten Wände der Burg der Kuenringer. Diese bot zusammen mit einer Feste Schutz für weltliche wie auch für kirchliche Güter, war der Sitz der Gerichtsbarkeit und Zufluchtsort in Kriegszeiten. Für die frühmittelalterliche Stadt am Fuße der Burg zweifelsohne ein vielversprechender Anfang. Allerdings war es – wie ich inzwischen festgestellt habe – das Bier, das der Stadt die Krone aufsetzte.

Zum wirklichen Sprungbrett für Weitra wurde das Brau- und Schankrecht, das Friedrich der Schöne von Habsburg dem Flecken erteilte. Dank dieses Privilegs

wurde die Stadt langsam reich und erblühte zur Schönheit, denn Reichtum, wie kritisch auch immer wir ihn sehen mögen, ist von jeher eine bedeutende Voraussetzung für Kultur. Das haben Künstler und Kunstliebhaber unter allen Regierungen und Systemen gewusst, und besser als jeder andere wusste es Wolf Rumpf vom Wielroß. Rumpf lebte lange Jahre in Prag. Ich fand ihn einst erwähnt bei dem Italienischen Schriftsteller Angelo Rippelino, der Prag liebte und von den geheimnisvollen Parallelen und den sich wiederholenden Grundmustern seiner Geschichten verzaubert war. Rippelinos Interesse galt unter anderem Kaiser Rudolf II., der für seine Exzentrizität und seelische Unausgeglichenheit berüchtigt war. In seiner wachsenden Paranoia vertraute er niemandem, dennoch hielt sich Rumpf verhältnismäßig lange als sein Oberstkämmerer, geheimer Rat und Vertrauter. Er beaufsichtigte die Sammlungen des Kaisers und bestimmte aufgrund seiner Stellung häufig den Preis der Kunst. Das zahlte sich für ihn aus, für seine Dienste schenkte ihm der Kaiser Weitra. Der Schlossbau konnte beginnen. Wolf Rumpf entschied sich, die Bauarbeiten Pietro Ferrabosco anzuvertrauen. Sie kannten sich aus Prag, wo Meister Ferrabosco am Bau des Neuen Königspalasts beteiligt gewesen war.

„Da haben wir sie!“, erklingt es aus Richtung des Lenkrads. Wir haben das Stadttor passiert, durch das uns Johannes Nepomuk mit freundlicher Geste hingewiesen hat, und vor uns eröffnet sich der Platz mit dem Rathaus, dem Sitz der Bibliothek. Ihr galt Elfriede Mosers Begrüßungsruf. Unwillkürlich defilieren vor meinen Augen böhmische und mährische Plätze vorbei. In urbanistischer Hinsicht sind sie ähnlich, und auch die Bibliotheken nehmen dort einen ähnlich ehrenvollen zentralen Platz ein. Das hat seine Schattenseiten. Während meiner Reisen zu den Leserinnen und Lesern, während unzähliger Autorengespräche und Lesungen habe ich eine allgemeingültige, schwer lösbare Gleichung begriffen: Bibliothek im Zentrum = räumliche Enge.

„Als ich anfang“, erinnert sich Elfi, „war mir klar, dass die Bibliothek Veränderung braucht. Ich wusste, dass ich sie nicht aufblasen kann, und deshalb war das erste, was weg musste das tödliche Regal in der Mitte.“

Diese tödlichen Regale kenne ich, noch bis vor kurzem gehörten sie zur Grundausstattung der meisten Bibliotheken und sie machten wirklich alles kaputt. Sie erinnerten an Käfige. Sie erweckten im Leser das Gefühl, zwischen den Büchern gefangen zu sein, sie schienen Horizonte zu verschließen, anstatt sie zu eröffnen.

Die Stadtbibliothek von Weitra war da keine Ausnahme. Sie war während des Krieges als Verein entstanden, und als sie Mitte der Vierzigerjahre von der Stadt übernommen wurde, war die Zahl der Bände bescheiden. Da war die Lagerung im Erdgeschoss des Rathauses kein Problem. Das Regal-Schisma trat erst später auf.

Heute sind die Räume so eingerichtet, dass sie einen freien Blick auf den Platz bieten. Das verleiht der Bibliothek eine malerische Kulisse, gleichzeitig wirkt sie auf mich wie ein ausgeworfener Anker. Sie sorgt dafür, nicht zu vergessen, dass Phantasiewelten, geistige Streifzüge und die Errungenschaften des Verstandes an die Materie gebunden bleiben. Steinernes Pflaster, ein Gasthaus, Läden, Bürgerhäuser ... In diesen sinnlichen Rahmen passt auch die Säule der Heiligen Dreifaltigkeit am entgegengesetzten Zipfel des Platzes, mit ihrer barocken Körperfülle, die der Budweiser Bildhauer Johann Walser aus dem Granit herausgeschlagen hat.

„Lisa Schnabel, Helga Langer, Traude Fuchs, Irmgard Fischer, Michaela Schneider“, stellen sich mir die weiteren Mitarbeiterinnen der Bibliothek vor. Sie sind zwanzig im Team, sie arbeiten als Freiwillige und ihr Elan und ihre kreativen Einfälle sind in jedem Detail zu erkennen. Der Schwerpunkt kleinerer Bibliotheken beruht auf dem Kontakt mit der Öffentlichkeit. Die Leserschaft zu kennen ist eine Priorität, welche die Auswahl der angekauften Titel bedeutend beeinflusst.

Ein etwa zehnjähriges Mädchen kommt mit ungeduldiger Miene herein und steuert nach dem knappen Gruß auf den Stapel mit den frisch zurückgegebenen Büchern zu. Sie fängt an, sie durchzusehen, öffnet eins und beginnt zu lesen. Schlagartig ist der ungeduldige Ausdruck weg, sie wirkt wie eingeschlossen in eine Seifenblase. „Sie ist gekommen um sich für die Ferien mit Büchern zu versorgen. Sie sucht was über Pferde“, erklärt Traude, Insiderwissen. Sie erzählt dem Mädchen, dass ich Schriftstellerin bin und vor allem Jugendbücher schreibe. Ich könnte hinzufügen, dass unter meinen Büchern eines über Pferde ist, aber ich habe den Eindruck, dass keinerlei Informationen die Seifenwand durchdringen. Ohnehin sind die *Orangentage* keine sonnige Feriengeschichte; dunkle Wolken des Erwachsenwerdens gibt es darin mehr als genug und die Pferdeschicksale schildere ich auch nicht gerade rosig. Das Mädchen in der Seifenblase weiß selbst am besten, was sie will, und wählt schnell aus. Offensichtlich ist sie nicht die Einzige, die hier nach Pferden stöbert – das Thema ist bei den Kinderbüchern großzügig vertreten.

Im Bestand der Bibliothek, der über fünftausend Bände zählt, finde ich die beliebten historischen Romane, Thriller, Non-Fiction (es fehlt nicht einmal der berühmte Harari), die bei der Jugend gefragte Fantasy und Science-Fiction. Den Lebenslauf von Milena Jesenská und ihren Briefwechsel mit Kafka finde ich hier in der Fassung von Stephanie Schuster. Und ich erlebe eine Überraschung. *Der Underground, die Wende und die Stadt* von der deutschen Slawistin Alfrun Kliems, die einige Zeit in Prag studiert hat, blinzelt mich an. Anhand von multimedialem Material analysiert Kliems den Wandel, den der Fall des Eisernen Vorhangs in der alternativen Szene Mittel- und Osteuropas bewirkt hat. Sie begreift ihn als *Moment sozialer Verunsicherung*. In der Kulisse des geordneten Weitra auf die provokativen Texte von Egon Bondy, Magor Jirous oder Jáchym Topol zu treffen, kommt mir dadaistisch vor.

Als ich den Blick über die Buchrücken wandern lasse, stolpere ich über einen weiteren bekannten Namen. Wolfgang Katzenschlager kenne ich aus *S HOHNAKREIZ*, einer Anthologie der Böhmerwalddliteratur, auf der Internetseite der Jihočeská vědecká knihovna (Südböhmische wissenschaftliche Bibliothek). Ich stelle fest, dass er an der Publikation zur Siebenhundertjahrfeier von Weitra beteiligt war, die im lokalen Verlag Bibliothek der Provinz erschienen ist. Dessen Ruf ist nicht provinziell. Richard Pils ist es gelungen, interessante Persönlichkeiten zu gewinnen, dank derer sich der Verlag während seines über dreißigjährigen Bestehens profilieren konnte. Das Konzept *aufmerksam schauen, die Mehrschichtigkeit der Zeit durchleben, Gefühle entschlüsseln* hätte sich nicht durchsetzen können ohne einen persönlichen Bezug zu den Autoren und ihren Texten. In einer Zeit der riesigen Verlagsketten erscheint das als Schwimmen gegen den Strom. Zahlreiche Preise und die Gunst der Leser beweisen, dass das Schwimmen erfolgreich ist.

Helga Langer (auch sie schreibt, auch sie schwimmt – sie hat mir ein Buch über ihre Weltreisen zur See geschenkt) macht mich auf einen weiteren hiesigen Autor aufmerksam. Ernest Zederbauer lässt seine Ortskenntnisse nicht nur ins Genre der Krimiliteratur einfließen, sondern wendet es auch als Stadtführer an. Er ist es, der mir Castellis Haus am Kirchplatz zeigt. Der populäre Lyriker der Biedermeierzeit pflegte hier gern den Sommer zu verbringen und schrieb dabei wahrscheinlich einige seiner Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Weil ich an das Gedächtnis von Orten glaube, bezweifle ich nicht, dass sich Castellis kreative Energie in den Wänden seines Hauses abgelagert hat. Anderthalb Jahrhunderte

später hilft das vielleicht einem anderen Meister des Wortes, der sich dort niedergelassen hat, bei der Arbeit. Hier hat Wilhelm Szabós Gedichtband „Das Unbefehligte“ das Licht der Welt erblickt. Das Grauen des Zweiten Weltkriegs im Rücken drückt er darin seine Skepsis gegenüber dem Begriff Heimat aus.

Der Bestand der Bibliothek in Weitra bedient die Anhänger diverser poetischer Richtungen. Neben Catulls „Carmina“ entdeckte ich hier auch zwei Gedichtbände von Louise Glück, die unlängst den Nobelpreis für Literatur erhielt, und eine Reihe gereimter Kinderbücher. Die Poesie ist nicht der einzige Pfad, auf dem die Bibliothek versucht, sich Kindern anzunähern und ihre Lust am Lesen zu wecken. Sie nimmt an den Landesprojekten Buchstart und Lesemeister teil und gibt an die Kinder Pässe aus, in denen jedes gelesene Buch wie ein Visum vermerkt ist. Die Inhaberin oder der Inhaber eines Passes voller Visa kann ein Eis bekommen, ggf. auch eine Eintrittskarte für das Schwimmbad.

Eine wichtige Rolle spielen die Lesemontage: freier Eintritt, kein Visum nötig. Diesmal sind ohne Rücksicht auf das schöne Wetter zehn Kinder gekommen. Lisa Schnabel nimmt mit ihnen Märchen durch. Die meisten klassischen kennen sie. Ich weiß, dass auch tschechische Kinder zu Märchen immer noch ein lebendiges Verhältnis haben. Oder sind wir es, die Eltern und Großeltern, die diese Beziehung bei unseren Nachkommen lebendig halten? Wollen wir nicht, dass die Magie unserer eigenen Kindheit verlorengeht? Spüren wir, dass Märchen am klarsten und direktesten von der Existenz guter und böser Kräfte, Liebe und Hass, Angst, Mut, Lüge, Wahrheit und anderen Gegensätzen unserer Welt erzählen?

Als ich mich am Ende meines Aufenthalts am Bahnhof České Velenice von Elfriede Moser verabschiedete, verabredeten wir uns, dass ich im Herbst noch einmal wiederkomme. Es ist passiert, was ab und zu vorkommt. Ein kurzer Besuch hat Inspiration gebracht. Die wollen wir nicht einfach so verpuffen lassen. Auch wenn es auf der Budweiser Strecke im Herbst wahrscheinlich noch immer Streckensperrungen und Verspätungen geben wird, hat sich gezeigt, dass sie als Bindeglied taugt.

*Dass sich dieser Tage auch Dutzende
blutjunge Denkerinnen und Denker
und Malerinnen und Maler und
Schriftstellerinnen und Schriftsteller
in Znojmo tummeln, ist abgesehen
von ihrem Genius womöglich auch
einer nach außen hin unscheinbaren
Institution zu verdanken,
der Stadtbibliothek.*

Thomas Sautner

Městská knihovna Znojmo

www.knihovnazn.cz

Znaim, 33.800 Einwohner:innen

Thomas Sautner

Znojmo – Vom Glück, mehr als doppelt zu sehen

Vidlaci – Leute mit Mistgabeln –, so nennen die Prager die Znaimer zuweilen. Was die von solchen Hauptstadtallüren halten, ist Aufklebern abzulesen, die Znaimer mit Prager Auto-Kennzeichen präsentieren wie eine Ehrenurkunde: *Ich bin aus Znojmo!* Geschrieben steht das nicht etwa in tschechischer Schriftsprache, sondern in mährischem Dialekt. Kurzum: Die Znaimer haben längst zu ihrem Selbstbewusstsein gefunden. Und dass sie keine einfältigen Provinzler sind, beweist der Umstand, dass sie sich eine andere Unterstellung, nämlich des Öfteren zu tief ins Weinglas zu sehen, geschäftstüchtig und humorig zu eigen gemacht haben: *Znojmo, vidím tě dvojmó!* – Znaim, ich sehe dich doppelt! Den Spruch kennt beinahe jeder in Tschechien. Er spült jährlich zigtausende Touristen in die Gegend, die seine Gültigkeit am eigenen Leib zu erproben durchaus gewillt sind. Wobei es auch ohne die geringste Illumination möglich ist, Znojmos Charme doppelt zu genießen. Jedenfalls an einem konkreten Punkt in der Innenstadt. Es funktioniert so: Gehen Sie die Obrovká-Straße hinauf bis zum Horní Náměstí, stellen Sie sich ganz dicht an die spiegelnde Auslagenscheibe des Bat'a-Schuhgeschäfts und nun drehen Sie sich um und blicken nach unten zum Rathausturm. Voilà: Zwei Türme erscheinen Ihnen. *Znojmo, vidím tě dvojmó!* – Znaim, ich sehe dich doppelt! Und das mit 0,0 Promille.

Freilich geht's auch anders. Riesling, Sauvignon Blanc und Grüner Veltliner sind die typischen Rebsorten, die von den hunderten Weinbauern der Region gekeltert werden. Verkostet werden sie unter anderem beim jährlichen Weinlesefest am zweiten Wochenende im September – von 80.000 bis 90.000 in die Altstadt einfallenden Besuchern. Die Einwohner der Innenstadt flüchten in der Regel zeitgerecht. Und während die Wehrtürme und Stadtmauern also einst dafür sorgten, fremde Horden abzuhalten, locken sie nun. Zehn historisch sehenswerte Türme habe die Stadt, sagt die sympathisch rührige Stadtführerin Lucie Binko. Alleine

daran ist zu erkennen, wie bescheiden die Znaimer sind, denn zwei Dutzend Türme sind es bei nur etwas gutem Willen gewiss – wohlgermerkt, ohne doppelt zu sehen. Aber vielleicht ist es gerade diese bescheidene Herzlichkeit, die Besucher unmittelbar einnimmt für diese Stadt, die von den Pragern früher bloß links liegen gelassen wurde auf dem Weg ins mondäne Wien, auf dem Weg in den vielversprechenden Süden.



Ins Bild der Bescheidenheit Znojmos passt vortrefflich die – bitte imaginieren Sie an dieser Stelle einen Trommelwirbel – die ... *Okurka!* Ja, die berühmte Znaimer Gurke. Hinter ihrer Erfolgsgeschichte steht zuallererst eine jüdische Familie, deren Name auch in Österreich einen vortrefflichen, gaumenglücklichen Klang hat: Felix. Es war ihr Gemüse- und Konserven-Unternehmen, das die Znaimer Gurke ab 1868 zur Berühmtheit machte. Doch dann kam 1938, die Nationalsozialisten besetzten Böhmen und Mähren. Firmenchef Herbert Felix floh gerade noch rechtzeitig nach Schweden, seine Eltern wurden im KZ Auschwitz ermordet. Bruno Kreisky, der spätere Bundeskanzler Österreichs, war es, der den Emigranten Hans Felix zwanzig Jahre später dazu ermutigte, Felix Austria zu gründen. Felix hatte einen triftigen Grund, Kreisky Gehör zu schenken. Er war sein Cousin.

2007 wurde Herbert Felix, spät aber doch, die Ehrenbürgerschaft Znojmos verliehen. Sein Znaimer Landsmann, der kurz nach ihm geborene Freizeitdichter Hans Zuckriegel schrieb der Gurke die zeitenüberdauernde Fähigkeit zu, Trost zu spenden: *Eine Gurke aus dem Znaimer Land ist in der ganzen Welt bekannt. Ihre edle Säure nimmt jede Trauer von dir.*

Wer solch Erquickliches lesen möchte, wird in einer der drei Buchhandlungen Znojmos oder der Stadtbücherei bestens bedient. Hier finden sich auch die Werke Znaimer Autoren, etwa der zeitgenössischen Literatin Petra Dvořáková, des Heimatliteraten Jiří Swoboda und jene des sagenumwobenen, 1823 via Wien und Stuttgart in die USA geflüchteten und steckbrieflich gesuchten Znaimers Carl Anton Postl, der es als Charles Sealsfield zu internationaler literarischer Bekanntheit brachte.



Die wohl bedeutendste Schriftstellerin Znojmos indes löst in der Bevölkerung nach wie vor gemischte Gefühle aus. Und das nicht wegen ihres Werks, sondern alleine deshalb, weil sie einen deutschen Namen trug: Marie von Ebner-Eschenbach. Dabei zeigt sich gerade an ihrer Person und ihrem Werk, wie absurd nationale Ressentiments sind – diesseits und jenseits aller Grenzen. Geboren wurde das Mädchen Marie 1830 als Baroness Dubský. Nachdem ihre Mutter starb, wurde Marie von ihrer Stiefmutter Gräfin Xaverine Kolowrat-Krakowsky erzogen, und zwar in des Mädchens neuer Muttersprache: französisch. Zudem sprach Marie österreichisches Deutsch und Tschechisch. 1848 heiratete sie Moritz von Ebner-Eschenbach, lebte in Znojmo auf Schloss Lysice sowie in der Innenstadt. 1856 schließlich zog sie dauerhaft nach Wien. Begraben aber wurde die Dichterin ihrem Wunsch gemäß in der südmährischen Familiengruft in Troubky-Zdislavice. Die Sprach- und Gesellschaftsgrenzen zeitlebens überschreitende Schriftstellerin kämpfte bis zuletzt gegen vorurteilsbehaftetes Denken und Handeln an, ihre psychologischen Erzählungen gehören in diesem Genre zu den wichtigsten deutschsprachigen Beiträgen des 19. Jahrhunderts. Und viele ihrer Beobachtungen erscheinen gerade dieser Tage verblüffend aktuell: „Es würde“, schrieb sie, „viel weniger Böses auf Erden geben, wenn das Böse niemals im Namen des Guten getan werden könnte.“

Wie überall gibt es in Znojmo freilich auch heute noch Künstler, die wild umstritten sind. Für den landesweit aktuell bekanntesten Znaimer Kunstschaffenden genieren sich viele regelrecht. Und verschweigen ihn, wenn möglich. Sein Name ist Závíř. Und sein Beiname lautet: Der Prinz des Porno-Folk. Ja, richtig gehört: des Porno-Folk. Dass ein nicht milde gewordener Alt-Hippie mit dem schmückenden Beinamen *Prinz des Porno-Folk* das *Enfant terrible* des beschaulichen Znojmos ist, muss wohl nicht groß verwundern. Seine Songs strotzen vor ... nun, sagen wir: ungeschminkten Intimausdrücken. Überhört wird aber gerne, dass Závíř auch gesellschaftliche Tabuzonen bloßlegt. Und dass manche Zustände, die er thematisiert, durchaus obszöner sind, als seine Texte. „Wenn Bettler und arme und obdachlose Menschen vorbeiziehen“, singt Závíř, „und ihre Prozession endlos ist, werden die majestätischen Bürger, sobald dies geschieht, Grund zum Nachdenken haben.“ Wer Závíř Kraftmeierei und Zorn nicht nachvollziehen kann, weiß wenig über Liebe, über Freiheit, Menschlichkeit und den verzweifelten Wunsch nach Leben. Noch ist der landesweit bekannteste Dichter

Znojmos nicht Ehrenbürger seiner Stadt. Ihm wird's egal sein. Scheiß-schwanz-fotzen-egal.

„Was nennen die Menschen am liebsten dumm?“, fragte Marie von Ebner-Eschenbach vor mehr als hundert Jahren. „Das Gescheite, das sie nicht verstehen.“

Ein anderer augenscheinlich unterschätzter Künstler der Stadt heißt Oskar Pafka. Er war Maler und Grafiker, hinterließ Sgraffitos in Znojmo, Praha und im österreichischen Kirchberg an der Pielach. Seine allegorischen Gemälde bedienen sich der Mystik, um hinter die Masken von scheinbar Gut und scheinbar Böse zu blicken. Nicht los kam Pafka auch den Fängen der Sinnlichkeit und der Begierde. Seinem Werk ist anzusehen, dass der Künstler ein Zeitgenosse Klimts und Schieles war, und Oskar Kokoschkas.



Dass sich dieser Tage auch Dutzende blutjunge Denkerinnen und Denker und Malerinnen und Maler und Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Znojmo tummeln, ist abgesehen von ihrem Genius womöglich auch einer nach außen hin unscheinbaren Institution zu verdanken, der Stadtbibliothek. Sie lädt diese Künstlerinnen und Künstler, Schulkinder allesamt, mehrmals jährlich ein, um Kreativität zu erleben, Neues auszuprobieren, Spannendes zu entdecken. Zuvorderst freilich: sich selbst. Ausgestellt sind ihre Texte und Zeichnungen auf bunten Blättern in der St. Nikolaus-Kirche, deren Pfarrer dafür der imaginäre Große-Galeristen-Literaturhaus-Preis gebührt. „Lieber Gott“, schreibt etwa Pepík, „während des Karnevals werde ich als Teufel gehen, ich hoffe, das macht dir nichts.“ Rundum an der Pinnwand finden sich die erfrischend poetischen Gedanken seiner Freunde, etwa diese:

„Lieber Gott, mein Opa hat gesagt, als er geboren wurde, warst du schon hier. Wie alt bist du?“ (Daniel)

„Lieber Gott, in Religion hat man uns gelehrt, was du machst. Aber was machst du, wenn du Urlaub hast?“ (Janka)

„Lieber Gott, warum bist du nie im Fernsehen?“ (Micha)

„Lieber Gott, Weihnachten sollte früher sein, weil die Kinder können nicht so lange brav sein.“ (Bětka)

Oh ja, nicht nur die Kinder.

„Wir Erwachsene glauben oft“, sagt Jana Sikorová, die Direktorin der Stadtbibliothek Znojmo, „dass Kinder unterrichtet werden müssen, zuvorderst aber müssen wir darauf achten, ihre Offenheit und ihren Wissensdurst nicht zu zerstören.“

Die Znaimer St. Nikolaus-Kirche, die heute auch als Kinder-Gedanken-Galerie dient, wurde etwa zu jener Zeit erbaut, als Kolumbus irrtümlich in der *Neuen Welt* anlandete. Die Kanzel der Kirche ist außergewöhnlich. Sie ist einer wuchtigen Weltkugel nachgebildet, zeigt also unseren Planeten, der damals zwar keine Scheibe mehr war, aber noch weit davon entfernt, rundum erkannt zu werden. Ähnlich wie heute.



Znojmo indes, wie jeder andere Ort ebenso im Zentrum der Welt wie an ihrem äußersten Rand, blickt von seinen gewiss zwei Dutzenden Türmen hinunter ins Flusstal und sieht der Dyje, der Thaya, beim Fließen zu. Um etwas zu erfahren über sich, sieht es abwechselnd flussab- und flussaufwärts, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Und die Stadtregierung, weil besonders die Touristen das mögen, lädt Künstler ein, zu Jazz-, und Klassikfestival, zum Šraml- und zum großen Weinlesefest. Und die Menschen werden fröhlich sein und feiern und tanzen und Znaimer Bier und Znaimer Wein trinken. Und abseits, in einem Kellerlokal, wird Závíš, der Prinz des Porno-Folk, ganz für sich allein eines seiner dreckigen Lieder singen, und in einem Hinterhof wird die Wahl-Znaimerin Petra Dvořáková mit einer ihrer Kolleginnen vielleicht Texte lesen, und Einheimische und Touristen werden sich, wenn sie Glück haben, columbusgleich in den Gassen verirren, und werden staunen wie die Znaimer Künstlerkinder, und werden Ohren spitzen und Augen machen und nicht nur doppelt sehen, sondern weiter, grenzüberschreitend weiter, bis in neue Welten.

*Das Herz der Stadt hat ein weiteres
Herz geöffnet und spannt
den Bogen wieder hinunter in die
Alt- und Neustadt, das jüdische Viertel
und auch zur Bibliothek, die ich am
nächsten Tag besuchen werde.*

Ferdinand Schmatz

Městská knihovna Boskovice

<https://www.kulturaboskovice.cz/knihovna>

Boskovice, 11.700 Einwohner:innen

Ferdinand Schmatz

Die Bibliothek ist eines der Herzen der Stadt

Ich höre es schlagen, auch in Boskovice, eine knappe Stunde nördlich von Brünn, im Mährischen Karst und der Boskovitzer Furche gelegen.

Und das meine?

Das bewegt sich im Rhythmus des Zuges und des Autos und mit jenem meiner Begleiterin Katerina Bartošova, die mich im pulsierenden Brünn abgeholt hat.

Wir rauchen, das tut gut, das Herz hält sich zurück.

Quer durch die Stadt der architektonischen Moderne, vorbei an der Brünner Bibliothek, wo Katerina arbeitet, über eine Kleinstadt und eine hügelig mir vertraut zuströmende Landschaft geht es nach Boskovice. Dass eine Furche so einladend sein kann.

Nicht nur das Herz hüpft, als die Bibliothekarin Mirka Jurdičová freundlich auf uns zuläuft, da zeichnet sich schon etwas Gemeinsames ab.

Im Hotel Slavia wird dieses Herz umspült mit dem ersten wundervollen tschechischen Bier. Es sollten mehr werden in Boskovice:

„Immer gerade aus“, wird mir nach dem köstlichen Mittagessen aus Kartoffeln mit Pilsauce für die erste Stadterkundung empfohlen.

Die „Herren von Boskovice“ höre ich, bildeten das Adelsgeschlecht mit dem siebenzackigen silbernen Heroldskamm, 1222 findet sich die erste schriftliche Erwähnung, vermutlich erst unter der Herrschaft von Maria Theresia erfolgte das Stadtrecht. Ja, ja die Herren ...

Über Boskovice thront die im 13. zum 14. Jahrhundert erbaute Burg, die in Bruchstücken, ruinenartig die Geschichte der Stadt verkörpert – und ihr auch den Atem geschichtlicher Gegenwärtigkeit einzuhauchen versteht.

Ich betrete sie am Tag der Ankunft, Regenwolken hängen schwer über der Stadt, es ist schwül.

Über den Masaryk-Platz, dem Zentrum der Stadt, sie hat in etwa 11.000 Einwohner, mit der St. Jakobs-Pfarrkirche und dem Rathaus, geht es am Schloss Boskovice der Grafen Mensdorff-Pouilly vorbei.

Ich zucke zusammen bei diesem Namen, hier, bin ich daheim? Holt mich da was ein, oder kommen wir sowieso nie vom Fleck? Die Geschichtsbücher lehren mich anderes: Das Geschlecht der Mensdorff-Pouilly war vor allem für die soziale Entwicklung und die schulische Bildung von Bedeutung und stand (?) in engster Verbundenheit mit der Stadt.

Das Schloss liegt am grünen Hang, ich stapfe weiter durch ein Waldstück mit dichtem Baumbestand die steile Anhöhe hinauf. Beim Eingang angekommen, halluziniere ich anhand eines Burgführers die historischen Räumlichkeiten:

da die Säle, hier den Brunnen, dort die Höfe – und genieße den Blick auf die umgebende, in sich ruhende, hügelige tschechische Landschaft.

Sie ist für mich Teil des Herzschlags, sie schwingt und beruhigt und hält wach und verführt.

Beim Verlassen der Burg sehe ich einen kleinen Ausstellungsraum, betrete diesen denn doch noch – und stehe unvermittelt vor der handgeschriebenen Boskovicer-Bibel. Sie ist 1415 entstanden und durch die Jahrhunderte gewandert, um heute hier in der Glasvitrine ausgestellt zu werden.

Das 45,5 × 33 cm große und aufgeschlagene Buch mit seinen Illuminationen und Pergamentfolios ist ein Dokument des Hinübergleitens vom Artefakt in die Gegenwart der Wahrnehmung, die mich in ganz Boskovice erfassen sollte. Das Buch liegt da wie ein aufgeschlagenes Bett, die Seiten wirken fest und frisch wie in einem Zelt, dessen Wände beschriftet sind. Zeichen, Bilder, Buchstaben – sie nehmen die Bibliothek unten vorweg. Nein, sie sind für mich Teil der Bibliothek von Boskovice.

Das Herz der Stadt hat ein weiteres Herz geöffnet und spannt den Bogen wieder hinunter in die Alt- und Neustadt, das jüdische Viertel und auch zur Bibliothek, die ich am nächsten Tag besuchen werde.

In dem Text zur Burg las ich in der erzählten Gründungssage folgenden Satz, den der Burggründer nach einem Unfall beim Betreten seines bäuerlichen Anwesens, das er dann zur Burg ausbauen ließ, sagte:

„Ich werde nie mehr ein Haus über eine Schwelle barfuß betreten.“

Ich übernehme den Satz beim Eintritt in die Boskovicer Bibliothek, die eine Dependence der Mährischen Landesbibliothek darstellt und sich in einem funktional angehauchten Bau (nach einer über das Jahrhundert sich bewegenden Übersiedelungsgeschichte) der Vorkriegszeit befindet:

„Ich werde nie eine Bibliothek barfuß betreten.“

Die Bibliothek ist auf engstem Raum untergebracht, nachdem sie im Lauf der Jahrzehnte wie gesagt ständig ihren Standort wechselte. „Ein Provisorium von 25 Jahren“ – wie die Leiterin der Bibliothek es schmunzelnd formuliert.

Den herrlichen tschechischen Biergeschmack des vorangehenden Abends noch auf der Zunge, betrete ich das Gebäude mit dem lässigen Dolmetscher, der Ruhe und Gelassenheit ausstrahlt, so wie sich die Stimmung in den Bibliotheksräumen erweisen sollte.

An einem Bücherflohmarkt, der höchste Preis ist mit 10 Kronen ausgewiesen, vorbei gelangen wir in das Büro der Leiterin. Dort gibt es Instant-Kaffee mit Karlsbader Oblate, eine Delikatesse.

Nun:

Was macht eine Bibliothek aus, wie ist sie strukturiert, welche Art von Literatur herrscht vor, gibt es auch Dichtung im engeren Sinn, die angeboten wird, wer sind die Lesenden, welcher sozialer Schicht gehören sie an – das will ich fragen, und frage es auch in die Präsentation der Leiterin hinein. Während diese die 160-jährige Bibliothek-Tradition erwähnt und die Gründung der Bibliothek aus einem Lese- und Gesangsverein um 1863 heraus schildert.

Dabei bleibe ich immer wieder an einer Kopie eines Zeitungsausschnittes von Václav Havel, die über ihrem Schreibtisch hängt, haften: in der ein Spruch von Havel ausgewiesen wird, der Russland betrifft und sagt, dass dieses Russland nie wusste und nicht weiß, wo seine Grenzen sind und so weiter – der Zeitungsartikel übrigens stammt aus den 80-iger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Ja, die Jahrhunderte, sie leuchten in die Bibliothek hinein, wie sind sie spürbar?

Wirken die sieben Zacken oder Hammer und Sichel noch immer auf das Pochen des Herzens ein? Oder orientiert sich das gegenwärtige Geschichtsbild an den übernommenen zugeschriebenen westlichen Findungen, die das Selbstbild mitbestimmen?

In den Menschen in Boskovice ist weder das eine noch das andere offensichtlich spürbar, sie nehmen „es“ hin – was, das ist mir nicht ganz klar und nicht ganz klar geworden.

Aber der Havel-Text ist ein Zeichen, mehr als das, es ist ein Widerstandssignal, das wohl nicht zufällig in der Bibliothek aufscheint.

Diese ist, wie erwähnt, der mährischen Landesbibliothek mehr oder minder unterstellt, führt aber ihre eigene Handschrift, die in den improvisierten, aber klar wirkenden Räumen spürbar wird.

Es liegt eine warme Holzstimmung in der Luft, die von den Bücherrücken wie bei einem Schmuckstück umrandet und eingefasst wird. Alles kommt also aus dem Holz, und es schwingt ein Knistern durch die Luft, obwohl die Seiten leise bleiben unter den Buchdeckeln.

Dort warten sie auf die Lesenden, und diese kommen jeden Tag, aus allen Schichten, quer durch wie ich höre.

Diese entsprechen den drei „Abteilungen“, nach deren Ausrichtung auch der Ankauf, übrigens vorrangig online, erfolgt. Sie umfassen die Erwachsenen (mit Belletristik, Ratgebern und Reiseführern), die Studierenden (mit natur- und geisteswissenschaftlichen Büchern) und – die Kinder – ja Kinder!

Ich staune, es handelt sich um ein eigenes Schwerpunktprogramm mit Lesungen, mit Spielen in Bezug auf gemeinsame Lektüren und sozial angeschnittene Thematiken („Problemen“). Mit etwa 400 Kindern aus der Stadt und der Umgebung, aus drei Schulen, die in der Bibliothek viermal (!) wöchentlich stattfinden. Von einer der neun Bibliothekarinnen betreut und von ihr und ihren Kolleginnen samt Leitung unermüdlich gefördert.

Ja, nur ein männlicher Mitarbeiter ist von den „Herren“ übriggeblieben, ich staune weiter, nun, vielleicht liegt es an der bescheidenen Bezahlung, reiner Idealismus also ...?

Ich will allerdings nicht zu sehr verklären, das ganze Unterfangen der Boskovicer Bibliothek hat seine strukturgegebenen Grenzen, aber diese werden von den Frauen hier voll ausgenützt und erweitert.

Ich versuchte jedenfalls, mich da behutsam hinein zu bewegen, aber neugierig gesprächsbereit.

Dies übrigens nicht barfuß wie es der Gründer der Burg tat, ich habe die Bibliothek mit Schuhwerk betreten, und stolperte nicht über die Schwelle, blieb aber bei den Bücherkisten am Eingang hängen:

Ich kann an angebotenen Büchern einfach nicht vorbei –
ich rieche das darin (im Fundus?) verborgene Buch, ich rieche den überraschenden Fund.

Er stellte sich zwar nicht ein, aber die Ärzteromanekiste war dann denn doch einer. Was nicht den Bestand der Bibliothek repräsentiert, das ist klar, dieser ist vorrangig mit Romanen der Gegenwart bestückt. Gibt es mehr Autorinnen, die angekauft werden in letzter Zeit, fällt da was auf, frage ich. Erstaunte Gesichter erhalte ich als Reaktion.

Und Gedichte, werden die ausgeliehen, kaum, höre ich, und ich lächle.
Zweimal im Quartal finden immerhin Lesungen und Vorträge statt, für die eine Räumlichkeit improvisiert werden muss.

Der Zutritt ist Mitgliedern gestattet, mit einem erschwinglichen Jahresbeitrag zwischen 80 und 160 Kronen.

Und die neuen Medien? Ja, da sind auch Internet-Leseplätze, die frei benützt werden können, vorhanden.

Die Zeit fliegt vorbei, wir sind mit dem Gespräch nicht am Ende, aber nun geht's zum Mittagstisch.

Nach dem Besuch der Bibliothek landen wir in einem alten Bierlokal, essen und trinken vorzüglich in Rudys Bierstube.

Dann warten wir (beschwingt) auf die Führerin durch das jüdische Viertel, eine abgeschlossene Stadt in der Stadt, 1727 entstanden mit 1.531 da lebenden Juden. Ein bewegender Moment, als wir das einzig noch vollständig erhaltene Tor (in Europa?!) durchqueren.

Immer wieder ziehen mich jüdische Zeichen-Setzungen in den Städten und Landstrichen, die ich besuche, an. Sie konstituieren das nächste Buch, das sich öffnet und das mitgeschrieben werden kann.

Immer noch nicht barfuß wird mir die Bauweise der Häuser erklärt: nach oben hin aufgestockt wurden sie, bei Heirat etwa, da der Grundstückspreis hoch war und Baugrund einfach nicht vorhanden.

Es klingt vieles amüsan, was da von der kompetenten und zutiefst ironischen Führerin berichtet wird.

Türen im zweiten Stock an der Außenfassade, ja, sie dienten zur Lasten-Beförderung, da eine Treppe im Inneren zu viel Platz weggenommen hätte.

Der „Platz“ aber, der wurde auch den jüdischen Bewohnerinnen von Boskovice mehr als genommen und geraubt. Nach der Ermordungsmaschinerie des NS-Terrors bleiben von 500 nur ganz wenige über.

Die wunderbar restaurierte Synagoge und der abseits der Stadt still liegende, noch voll erhaltene Friedhof aber sind mehr als mahnende Zeugen.

Sie gehen ans Herz.

Wieder als Schriften, wieder als Symbole, wieder als dastehende und daliegende Bücher.

Gebete sind an die Wände der Synagoge geschrieben, die Helligkeit des Raumes strahlt ins Innere, die gesammelte Ruhe konzentriert sich auf das jeweils Gesagte, Gezeigte oder Gesungene.

Allein die Vorstellung davon lässt Anteil nehmen, aktiviert, belebt.

Die Frauen und Kinder oben auf der Balustrade, die Männer unten, um den Rabbi herum, nur bei der Hochzeit darf die Frau auf das etwas erhöhte Podium zum Bräutigam, dennoch ist hier tiefe Harmonie spürbar.

Sie setzt sich am jüdischen Friedhof fort, den ich allein aufsuchen will und auch finde. Das meterhohe Gras wird soeben gemäht, es liegt Schnitt-Duft in der Luft. Die jüdischen Grabsteine tragen meist deutsche Namen, ich senke den Kopf, die damit verbundene schreckliche Geschichte der Auslöschung und Ermordung rattert durch das Bewusstsein. Nach der Deportierung 1942 von 458 Juden kamen 14 zurück.

Die Namen, die Namen, Autorinnen und Autoren des Lebens und des Todes.

Sind ihre Träger und Trägerinnen in der Bibliothek gewesen? Sind nicht sie die Fortsetzerinnen wie Schriftzeugen des Vergangenen wie Zukünftigen, tja ...

Heute leben keine mehr hier.

Gedanken, gar Floskeln –

mich zieht es zur Bibliothek zurück, sie hat geschlossenen und ist dennoch von zugängiger Wirkung, ein erstaunliches Provisorium.

Sie wird übrigens einen neuen Ort finden, der die Hoffnung der Bibliotheksleiterin auf sesshafte Beständigkeit nährt.

Wir hoffen mit. Ich hoffe mit.

Ich, der Boskovice mit seiner Residenz, dem Schlossglashaus, dem gewaltigen Freiluftkino-Panorama und vor allem die im klaren Stil der Spätmoderne erbaute evangelische Kirche betreten und gelesen hat wie ein Buch, fragt sich, was hat sich dabei ergeben, gar verändert?:

Ich betrete ab nun nicht nur die Bibliothek und Boskovice barfuß, ich verlasse sie ab nun mit beschuhtem Herzen. Jede Furche mag kommen.

*Melk begrüßt mich am nächsten Morgen
mit einer Flut von Sonnenstrahlen.
Ich öffne die Vorhänge und mache
das Fenster ganz auf. Es ist betörend,
so viel Blau, so viel Licht, alles glitzert
und schimmert, alles ist klar und rein.
Der Wind ist futsch. Ich schaue mich in
der Giebeldach-Landschaft dieser
alten Stadt um und sage mir:
Heute also! Heute werden
Freundschaften entstehen.*

Marek Šindelka

Stadtbücherei Melk
www.melk.bvoe.at

Melk, 5.500 Einwohner:innen

Marek Šindelka

Auf Ausspähung

Aus dem Tschechischen übersetzt von Julia Miesenböck

Der Zug aus Wien saust durch die Landschaft, zeitweise verschwindet er in einem Tunnel, und wenn er wieder herauskommt, findet er sich in einem Tal mit völlig anderem Wetter wieder. Wir fahren an mehreren Gewittern vorbei. Und fahren durch. Wolkenbrüche schlagen an die Fensterscheiben, plötzlich kühlt die Luft ab, der Regen ist so stark, dass er Blätter von den Bäumen reißt, und es scheint, als hätte mitten im Juni der Herbst begonnen. Bereitgehaltene Regenschirme rascheln durch den ganzen Waggon und verschwinden gleich wieder in den Tiefen der Rucksäcke und Taschen, sobald wir aus dem nächsten Tunnel herausfahren, und wieder sonniges Sommerwetter herrscht. Ich komme mir vor wie der Reisende aus Wells' berühmtem Roman; vor den Fenstern seiner Zeitmaschine sieht er die Jahreszeiten, Jahre und Jahrhunderte vorüberziehen.

Verwirrt steige ich auf dem kleinen Bahnhof in Melk aus, hierher hat man mich geschickt. Gut erhaltene Bahnsteige, Rasenflächen, die träge Atmosphäre eines Montagnachmittags, der Geruch! Die Sonne brennt, doch der berauschende Geruch nach Regen ist allgegenwärtig. Alles ist durchtränkt, vollgesogen, glänzend. Da und dort hält sich noch eine Lacke, die noch nicht von der Sonne trockengelegt wurde, so, als hätte man sie vergessen. Als hätte man es nicht rechtzeitig geschafft, sie wegzuräumen. Überall riecht es nach Wasser, doch ist keine einzige Wolke am Himmel, azurblau leuchtet er zu allen Seiten. Verdächtig, denke ich und ein eindringliches Gefühl überkommt mich: Hier muss eine Filmszene mit Regen gedreht worden sein, und nur noch ein paar Requisiten und feuchte Gehwege erinnern daran.

Die Straßen sind menschenleer. Ich betrachte die prunkvollen Häuser und Villen, die den Weg vom Bahnhof zum Stadtzentrum hinunter säumen. Mit dem Gewicht der prallen Sonne im Rücken schleppe ich mich an Zäunen und Gärten vorbei. Jemand steht an einem der Fenster. Ich blicke auf, doch bevor ich die

Gestalt erkennen kann, verschwindet sie. Der rasch zugezogene Vorhang bewegt sich. Ich fixiere das Fenster und frage mich: Ist dort wirklich jemand gestanden? Die Sonne sticht und macht mich schwindelig. Dann schaue ich zum ersten Mal nach oben und bemerke das erstaunlich große Stift auf dem Hügel. Es thront dort oben, fast hallt es in seiner Riesenhaftigkeit. Ein erschauernder Orgelklang auf kahlen Felsen. Das Stift ragt über die Stadt, seine Proportionen sind überdimensional im Vergleich zu den anheimelnden, niedrigen Häuschen und den engen Gässchen darunter, und seine Größe macht mich ganz benommen.

Endlich bin ich in meinem Hotel. Die Empfangsdame gibt mir den Schlüssel, zeigt mir das Zimmer und sobald sie wieder weg ist, setze ich mich aufs Bett. Nein, ich bin kein Landvermesser, ich bin nicht durch einen Schneesturm hierhergekommen und man lässt mich auch nicht in der Wirtsstube eines Gasthauses schlafen, dennoch werde ich das Gefühl völliger Fremdheit nicht los. Umso sonderbarer ist es, dass vor den Fenstern ein bildschöner Sommerabend beginnt. Die Tage sind lang und so schön, dass es fast unerträglich ist.

Nachdem ich mich ausgeruht und umgezogen habe, mache ich mich auf den Weg in die Stadt. Eigentlich ist es eher ein Dorf, sowohl wegen der Größe als auch, und vor allem, wegen der Behaglichkeit, hier ist alles in sich zusammengerollt. Melk liegt am Fuß eines Hügels, unterhalb eines fremdartigen Massivs, dem Stiftskomplex, es hat etwas von einer Schafherde. In seinen Gassen herrscht gemütlich-warme Stimmung, ein Haus schmiegt sich an das andere, abendliche Schatten werden länger. Meine Unruhe legt sich allmählich, ich gehe durch die Gässchen, die Sonne ist sanfter, angenehm, in den Gärten vor den Weinstuben strahlt der Riesling aus den Weingläsern, darüber die gedämpften Gespräche älterer Touristen in Fahrradkleidung. Ich setze mich an den Brunnen aus Stein, lausche dem Plätschern des Wassers und dem Geraune der deutschen Sprache rundherum und beobachte die altbekannten braungrünen Flecken unter den Augenlidern.

Auf einer Tafel lese ich dann, dass die Statue in der Mitte des Brunnens den heiligen Koloman darstellt. Von diesem Heiligen habe ich noch nie zuvor gehört, das kommt mir ein bisschen seltsam vor, ich vergesse es aber schnell wieder. Gegenüber dem Brunnen befindet sich die Stadtbücherei, die in einem schönen, alten Bürgerhaus untergebracht ist. Sie ist das Ziel meiner Reise, hierher wurde ich gesandt. Natürlich hat die Bibliothek heute längst geschlossen, aber das macht

mir nichts aus, denn der Abend ist so berauschend, dass ich ihn lieber draußen verbringe. Vergeblich (wie auch anders) versuche ich dann, zum Schloss, pardon, zum Stift auf dem Hügel zu kommen. Es scheint, als würden viele Wege dorthin führen, doch jedes Mal, fasziniert von einem Winkel, einem Gässchen, einer Abzweigung, komme ich vom Weg ab und finde mich bei Koloman auf dem Rathausplatz wieder.

Die Hände in die Hüften gestützt blicke ich hinauf auf den Hügel zum Stift. Ich stehe unter diesem riesenhaften Bauwerk: es ist streng, unerreichbar und ungerührt. Wir schauen einander an und ich denke mir: Warum denn nicht? Aus Spaß lasse ich mich auf dieses dumme Spielchen mit dem berühmten Roman des berühmten Schriftstellers ein und verlege den Spaziergang zum Stift auf den nächsten Tag. Wie ich schon sagte: Der Abend ist bezaubernd, es ist besser, draußen zu bleiben. Da fällt mir ein: Irgendwo hier fließt doch die Donau! Ich drehe mich ein paar Mal um die eigene Achse und warte, bis mir dieser Punkt auf meinem Handydisplay anzeigt, wo ich bin und wohin ich gehen soll. Bald finde ich aus dem Gewirr der Gässchen hinaus und sehe einen kleinen Auwald, der sich im Wind wiegt.

Ich nehme den breiten Waldweg und blicke nach oben: Baumkronen wiegen sich hin und her, wild rauschen sie. Doch zu mir dringt kein Lüftchen, dieses ununterbrochene Gebrause ist nur oben zu hören. Es ist berauschend. Langsam gehe ich den Weg entlang. Hier riecht es wieder stark nach Regen, nach nasser Erde. Das Unterholz ist ganz feucht, erfrischt, durchtränkt. Durch die Luft fliegen weiße Büschel Pappelwolle, Spinnweben und Federflaum. Ich folge dem Weg und manchmal kommt es mir so vor, als würde ich den Boden kaum berühren, so leicht ist mein Schritt. Und oben schaukeln Baumkronen, das Laub rauscht wie verrückt, Äste stoßen dumpf aneinander. Durch Windstöße entstehen Gucklöcher, und einzelne Sonnenstrahlen kommen durch. Sanft blenden sie, sodass man blinzeln muss.

Dieser angenehme, beinahe glückselige Moment ist plötzlich vorbei: Der Wald ist ohne Vorwarnung zu Ende und ich stehe am Ufer der Donau, direkt in der Sonne. Gegenüber ankert ein riesiges, mehrstöckiges Ausflugsschiff. Die Donau ist riesig, trüb und kabbelig. Das kommt vom Wind. Im Wald war ich noch geschützt, doch hier spüre ich seine volle Kraft. Ein langhaariger Mann tritt aus einer Kajüte an Deck, zündet sich eine Zigarette an, und der Wind saugt sie ihm förmlich aus dem Mund. Der Mann zieht vielleicht zweimal daran, dann wirft er

den Rest misstrauisch weg und schaut zum blauen Himmel hinauf und dann auf die unruhige Wasseroberfläche. Er schüttelt den Kopf, der Wind schlägt ihn mehrmals mit seinen eigenen Haaren, woraufhin der Mann dahin verschwindet, wo er hergekommen ist. Den Wind im Rücken mache ich mich auf den Weg zum Fluss hinunter. Eigenartig menschlich drückt mich der Luftstrom voran. Ich möchte standhalten, aber vergeblich. Ich blicke auf die gewaltigen Seile, mit denen Bug und Heck der Schiffe am Ufer vertäut sind, aber der Wind schiebt mich ungeduldig weiter. Ich komme zu einem Restaurant im Windschatten, es ist voll: Riesling und Radfahrer.

Ich sehne mich nach der Ruhe des Waldwegs und beschließe umzukehren. Doch das bedeutet: gegen den Wind gehen. Sein forderndes Schieben hat mir bis jetzt eigentlich Spaß gemacht, der mir aber nun vergangen ist. Der Luftstrom stellt sich gegen mich, wie eine Wand, wie eine ausgestreckte Hand, die sich gegen meinen Brustkorb stemmt und mir jeden Schritt erschwert. Den Hinweg habe ich in weniger als fünfzehn Minuten geschafft. Stromaufwärts (und gegen den Wind) dauert er, zumindest kommt mir das so vor, Stunden.

Ich habe keine Zeit, mir das Tauwerk anzusehen, oder die Decks der Schiffe, oder sonst etwas. Plötzlich muss ich mich auf jede Bewegung konzentrieren. Jeder einzelne Schritt kostet mich große Mühe, und nach einigen hundert Metern bin ich auf einmal so müde, dass mir Zweifel kommen, ob ich es überhaupt bis zur erlösenden Abzweigung in den Wald schaffe. Sie ist schon in Sichtweite, trotzdem erscheint mir die Strecke unüberwindbar.

Instinktiv weiß ich, dass ich nicht stehen bleiben darf, dass ich es dann nicht mehr mit dieser überbordenden Masse aus Luft aufnehmen würde. Verbissen gehe ich also weiter, leicht nach vorne gebeugt, im Wind hängend, dessen Böen mir den Atem vom Mund wegreißen. Eine spukhafte Abendsonne, der Glanz der Wasseroberfläche und das betäubende Rauschen der Bäume umgeben mich. Da bewegt sich in meiner Nähe etwas – zwei Radfahrer, vermutlich angespornt durch den Riesling, nehmen es nun mit dem Wind auf. Minutenlang versuchen sie mich zu überholen, dann verdreht der Wind einem der beiden den Lenker, fast fällt der Radfahrer in die Donau, doch springt er im letzten Moment ab und bricht aus reinster Verzweiflung in lautes, hilfloses Lachen aus. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt es ihm schließlich, wieder aufs Rad zu steigen. Wackelig bahnt er sich seinen Weg durch den Wind voran.

Endlich habe ich mich zur ersehnten Abzweigung geschleppt. Ich falle buchstäblich hinein in meinen Wald, in sein laues Halbdunkel. Eine ungeheure Erleichterung. Die Bäume stehen dicht aneinander, sie schirmen den Wind ab, nur sein unheilverkündendes Gebrause dringt von oben herunter. Plötzlich begreife ich, dass nichts mehr so ist wie zuvor – ganz verblödet durch den Wind und irgendwie ausgetrocknet, matt und betäubt eile ich tiefer in den düsteren Auwald hinein, doch kann ich die Stille, die ich hier zuvor erlebt habe, und die ich jetzt verzweifelt suche, nicht mehr finden. Der Sturm belagert dieses Wäldchen wie eine Festung, er sucht nach Ritzen, um hereinzukommen, und ich habe das unklare und umso schrecklichere Gefühl, dass er nach mir sucht! Er fahndet nach mir, späht mich aus, um sein Werk fertigzustellen, um mich durch und durch auszutrocknen, um mir die Seele aus dem Leib zu fegen wie aus einem verstopften Strohalm. Ich weiß nicht mehr, wie ich es zurück in mein Hotelzimmer geschafft habe, ich weiß nur, dass ich sofort ins Bett gefallen bin und tief und fest bis zum nächsten Morgen geschlafen habe.



Melk begrüßt mich am nächsten Morgen mit einer Flut von Sonnenstrahlen. Ich öffne die Vorhänge und mache das Fenster ganz auf. Es ist betörend, so viel Blau, so viel Licht, alles glitzert und schimmert, alles ist klar und rein. Der Wind ist futsch. Ich schaue mich in der Giebeldach-Landschaft dieser alten Stadt um und sage mir: Heute also! Heute werden Freundschaften entstehen. Rasch ziehe ich mich an, frühstücke und mache mich auf den Weg zu meinem Termin in der Stadtbücherei. Rundherum Sonne, das morgendliche Klirren von Tellern und Kaffeelöffeln in den Cafés, überall riecht es nach Marillen, frischem Gebäck und Kaffee. Es ist, als hätten sich in der Morgensonne alle Gässchen plötzlich geöffnet, und ich werfe einen flüchtigen Blick zum Stift auf dem Hügel: Auch das Bauwerk wirkt jetzt sanft, freundlich, gut gelaunt. Heute könnte ich den Weg durch jedes dieser Gässchen nehmen und würde oben ankommen, an den Toren – und weiter! Und ich bin entschlossen, das auch zu tun. Sobald ich in der Bücherei fertig bin, werde ich das Stift erobern!

In der Stadtbücherei Melk soll ich Auskünfte einholen und Freundschaften schließen. Es geht, vereinfacht gesagt, darum, die nachbarschaftlichen Beziehungen unserer beiden Länder, Kulturen und Büchereien zu stärken. Nur ungern möchte ich da ins Detail gehen, das alles ist ziemlich verzwickelt und die Gründe für meinen Besuch in Melk werden weitgehend geheim gehalten – ich muss zugeben, auch vor mir selbst. Nehmen Sie die Atmosphäre auf! Diese mehrdeutige Anweisung meiner Vorgesetzten macht mich immer noch nervös. Natürlich bin ich bereit, diese Aufgabe pflichtgetreu zu erfüllen. Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich das mit dem Aufnehmen richtig mache, genauer gesagt, weiß ich nicht, ob ich auch die richtige Atmosphäre aufnehme! Und vor allem: Was genau ist gemeint mit dieser „Atmosphäre“? Erwartet man spezifische Daten? Fakten, Eindrücke, Gefühle? Liegt das überhaupt in meinem Ermessen? Und dann – als Nachtrag – kam eine Anweisung meiner Vorgesetzten, bei der es mir kalt über den Rücken lief. Diese Anweisung lautete: Seien Sie wissbegierig!

Entschlossen, Freunde zu finden, komme ich also mit meinem Notizheft und einem Fragenkatalog zu dem vereinbarten Termin. Ganz nebenbei würde ich auch alles auskundschaften, was auf die eine oder andere Weise von Nutzen sein könnte. Zwei freundliche Bibliothekarinnen heißen mich willkommen. Wir begrüßen uns. Dann sehe ich, wie klein die Bücherei ist, wir passen kaum hinein.

„Das ist die Bücherei?“, meine erste Frage.

Die Bibliothekarinnen blicken einander an. Ein entschuldigendes Achselzucken. Dann nicken beide.

„Ich habe sie mir größer vorgestellt.“ Gezwungen lächle ich. Dieses Lächeln verunsichert die beiden. Auch sie lächeln. Gezwungen.

„Gibt es hier ein Magazin?“

Nein.

„Also das hier sind alle Bücher, die Sie haben?“ frage ich und zeige auf die Regale.

Ja, das hier sind alle Bücher, die sie haben.

„Wie viele sind das ungefähr?“

Ungefähr zehntausend.

„Was sind das für Bücher?“

Belletristik, Sachbücher, Kinderbücher.

„Gibt es viele Besucher?“

Ja schon. Verschieden.

„Wie viele Bücher werden entlehnt?“

400 bis 500.

„Täglich?!“

Monatlich.

„Was ist in diesem Raum dort?“

Ein Kinderbereich, erklären die Bibliothekarinnen beinahe verschämt. Und zeigen mir ein Regal mit Comics, einen Fernseher und eine Playstation.

„Und diesen Kinderbereich besuchen Kinder?“

Ich wundere mich selbst über diese immens blöde Frage und verstumme für einen Moment. Die Bibliothekarinnen schauen sich gegenseitig an, dann wieder zu mir. Schon, ja.

„Wie viele in etwa?“ Ich kann es noch besser.

Verlegene Blicke. Verschieden.

Ich nicke, notiere mir diese Angaben und überlege, was ich noch fragen könnte. Mit stetig wachsender Nervosität stelle ich fest, dass uns das Freundschaftschließen nicht wirklich gelingt. Um das Eis zu brechen, gebe ich eine persönliche Erfahrung preis.

„Wissen Sie, ich habe auch mal in einer Bücherei gearbeitet.“

Höfliche Überraschung. Wirklich, sagen sie. Aber irgendwie ohne Fragezeichen. Eher eine Feststellung. Misstrauisch mustern sie mich weiter.

„In Prag, wissen Sie. In der Hauptbücherei im Stadtzentrum, dort gibt es hunderttausend Bücher, ein dreistöckiges Magazin, drei Kinderbereiche und in jedem zwei Playstations!“

Wirklich, sagen sie höflich. Ohne Fragezeichen und leicht gereizt.

Verlegen räuspere ich mich, auf meiner Stirn bilden sich Schweißtropfen. Ich kann die Kälte spüren, die von beiden ausgeht und trete von einem Bein auf das andere, blättere zerstreut in meinem Notizbuch und räuspere mich erneut.

„Ähm, haben Sie hier in letzter Zeit etwas Interessantes erlebt?“, ich ziehe eine weitere Frage aus meinem idiotischen Fundus.

Die Bibliothekarinnen schauen einander an und dann, wie nach kurzer telepathischer Vereinbarung, wieder zu mir. Diesmal – zumindest kommt es mir so vor – mit unverhohlener Verachtung.

„Vor ein paar Tagen hat sich hier eine Gruppe Radfahrer untergestellt, weil es geregnet hat“, sagt die Jüngere. Und beide blicken mich streng an. Ich schlucke, schnell notiere ich mir das.

„Radfahrer, sagen Sie?“

Ja, Radfahrer. Ich kritzle irgendwas in mein Notizheft, um den Blicken auszuweichen.

„Warum interessiert Sie das?“, fragt mich eine der beiden.

„Ach, nur so!“, erwidere ich mit einem aufgesetzten Lächeln, wische mir den Schweiß von der Stirn und fuchtle mit meinem Heft in der Hand durch die Luft, wobei ich ungewollt mit dem Ellbogen gegen ein Regal stoße. Schweigend schauen die beiden Bibliothekarinnen auf ein paar umgefallene Bücher, dann wieder zu mir.

„Ist das die einzige Bücherei in der Stadt?“ Eine vollkommen überflüssige Frage. Ja.

„Und gibt es hier irgendwo eine Buchhandlung?“

Ja. Auch Flohmärkte, beim Kolomanibrunnen.

„Den kenne ich!“, rufe ich freudig. „Wer war denn dieser heilige Koloman?“, frage ich eifrig, in der Hoffnung, dass noch nicht alles verloren ist.

Die Bibliothekarinnen schauen einander an. Dann wieder zu mir

„Fragen Sie das besser im Infozentrum, die wissen das genauer.“

Vergeblich blättere ich in meinem Notizheft. Mir fällt nichts mehr ein. Wie könnte ich Terrain gewinnen? Wie nehme ich die beiden für mich ein? Noch eine persönliche Erfahrung. Ich erzähle ihnen, wie ich am Vortag mit dem Wind am Donauufer gekämpft habe. Sie lächeln höflich. Dann fragt die Jüngere: „Gefällt es Ihnen hier nicht?“

Ich erschrecke. „Nein, nein, im Gegenteil!“, versichere ich. „Es gefällt mir sehr gut, der Riesling, die Marillen, die Geschichte, das Stift.“

„Sind Sie schon dort gewesen?“

„Nein, nicht wirklich“, stottere ich. „Nein, also, ich werde da noch hingehen, heute.“

Sie schauen zu mir, schauen einander an, und wieder zu mir. Vergeblich suche ich in meinem Fragenkatalog nach Hilfe.

„Das ist dann wohl alles“, murmle ich. In ihren Gesichtern macht sich eine gewisse Erleichterung bemerkbar.

Alles ist verloren.

„Danke für Ihre Zeit“, sage ich. Mir schwirrt der Kopf.

Wir schreiben ein Protokoll über unsere Freundschaftsanbahnung, verabschieden uns herzlich und ich gehe apathisch nach draußen in das blendende Licht.

Ich stehe in der direkten Sonne, auf dem Rathausplatz, unweit rauscht Wasser: Koloman. Die Tische vor den Restaurants werden von Radfahrern in grellen Trikots eingenommen, die ersten Weingläser klirren. Das Stift auf dem Hügel scheint unendlich weit entfernt, riesig und unmenschlich steht es da. Erschöpft setze ich mich an den Brunnen. Mit wissendem Bedauern und auch etwas Mitgefühl blickt Koloman zu mir herab. Ich schaue erneut zum Stift hinauf, doch die Sonne blendet mich mit einer derartigen Kraft, dass ich die Augen schließen muss. Der strahlende Umriss des Gebäudes verschwindet für einen Moment. Den Hügel zu erklimmen kommt mir plötzlich vollkommen unmöglich vor.

In einem Restaurant in der Nähe trinke ich eine Tasse Kaffee, denn ohne Koffein könnte ich keinen weiteren Schritt machen. Es ist Mittagszeit. Als ich die lange Straße zum Infozentrum entlang gehe, umgeben mich Geschepper von Porzellantellern und Geklimper von Essbesteck. Dieser Tag ist derart schön, dass es kaum zu fassen ist: ein strahlend blauer Himmel, azurblau, am Horizont etwas blasser. Dennoch stelle ich fest – noch bevor ich die Türklinke berühre – dass ich Fieber habe. Irgendwie wackelt alles, das kommt von der Sonne. Wahrscheinlich ein Hitzeschlag. Gestern, als ich am Ufer war, bei diesem Wind, ja. Bei diesem Wind spürt man nicht, wie stark die Sonne ist. Und ich hatte keine Kopfbedeckung ...! Die hiesigen Elemente wollen mich vernichten, alle zusammen und jedes einzeln. Sie wollen das fremde Element loswerden, es in die Wüste schicken.

Solcher Unsinn geht mir durch den Kopf, als ich das angenehm kühle Infozentrum betrete. Hinter dem Pult steht eine sympathische, fröhliche Frau um die vierzig, gerade erläutert sie zwei Radfahrern den Fahrplan der Schiffe. Höflich warte ich etwas abseits und blättere in bunten Prospekten. Die Fotografien darin gleichen dem Geschehen draußen vor der Glastür des Infozentrums aufs Haar: strahlender Sonnenschein, gut gelaunte Radfahrer, Marillenknödel und Riesling.

Als ich schließlich an die Reihe komme, erkläre ich der Angestellten freundlich, dass ich mich für die lokale Geschichte interessiere, vor allem für die Figur des heiligen Koloman. Ich bitte sie um nähere Informationen zu ihm. Da das Fieber immer stärker wird, hört sich das eher so an, als wollte ich eine Bank überfallen.

Die Frau mustert mich von Kopf bis Fuß. Erneut spüre ich, wie Schweiß meine Stirn beschlägt. Und der Raum wackelt noch etwas stärker als vorhin.

„Der heilige Koloman“, erklärt sie mir, „war ein Pilger aus Irland. Er wollte sich auf eine Wallfahrt nach Jerusalem begeben, doch ist er dann hier in der Nähe gefangen genommen worden, weil er seltsam gekleidet war und kein Deutsch gesprochen hat. Man hat ihn für einen böhmischen Spion gehalten, und er wurde gefoltert und hingerichtet.“

„Einen böhmischen Spion?“

„Ja, einen böhmischen Spion“, entgegnet die Frau. „Man hat ihn an einem Hollerstrauch erhängt.“ Die Frau sieht mich vielsagend an. Als hätte ich sie nicht verstanden, legt sie den Kopf zur Seite, streckt ihre Zunge heraus, verdreht die Augen und macht eine Faust über ihrem Kopf, mit der sie den angedeuteten Strick umfasst. Entsetzt mache ich einen Schritt zurück und die Frau beginnt zu lachen.

„Doch dann hat man festgestellt“, meint sie fröhlich, „dass er kein Böhme ist, sondern ein irischer Königssohn, und man hat ihn heiliggesprochen, und in der Umgebung hat man ihm einige Kirchen errichtet und oben im Stift ein prunkvolles Grab.“ Sie lacht erneut. „Ganz normal, wie das mit Heiligen halt so ist. Zuerst werden sie ganz brutal ermordet und dann betet man zu ihnen. Kann ich noch etwas für Sie tun?“

Verwirrt bedanke ich mich und verlasse das Infozentrum. Sonne, Fieber und in der Ferne der Kolomanibrunnen. Mir ist schwindelig von alledem. Ein böhmischer Spion! Das geht mir nicht aus dem Kopf. Gefoltert, erhängt an einem Hollerstrauch! Meine beiden Bibliothekarinnen kommen aus einem Restaurant ganz in der Nähe; ihre Mittagspause ist zu Ende. Der Schweiß läuft mir eiskalt den Rücken hinunter, als ich ihnen zum Gruß zuwinke. Sie erwidern mit einem Nicken und einem Lächeln. Doch was hat dieses Lächeln zu bedeuten? Ich sehe, dass sie miteinander sprechen. Sie gehen weiter, durch eine Gasse, und eine dreht sich nach mir um. Ich schlucke, plötzlich kommt mir vor, dass sich alle Menschen nach mir umdrehen. Schnellen Schrittes gehe ich Richtung Hotel. In einem Fenster erscheint erneut eine Silhouette, doch bei genauerem Hinsehen erkenne ich wieder nur den leicht wehenden Vorhang. Ich werde noch schneller.

Als ich die Zimmertür hinter mir zumache, ist mein Hemd völlig durchgeschwitzt. Ich ziehe die Vorhänge zu, falle ins Bett und schlafe bis zum Abend. Ein starkes Durstgefühl weckt mich, draußen ist es bereits dunkel. Ausgiebig trinke ich, nehme eine Dusche und versinke erneut in einen schweren, unruhigen Schlaf. Mein Kopf ist wie betäubt von der Hitze. Das Klappern einer Tür weckt mich. Finstere Nacht. War das die Tür zu meinem Zimmer? Ich starre in die Dunkelheit. Plötzlich überkommt mich furchtbares Entsetzen. Jemand ist im Zimmer! Sie sind hier! Sie wollen mich holen!, geistert es mir durch den Kopf. Den böhmischen Spion! Ich halte den Atem an und wage nicht, mich zu bewegen. Nach einem Moment der blanken Panik greife ich nach dem Schalter der Nachttischlampe. Das Zimmer ist leer. Nur die Vorhänge flattern im nächtlichen Wind.

Ich schlucke und stehe auf. Das kommt von diesem Hitzeschlag. Ich blicke zum Schreibtisch. Dort liegt mein Heft, die Seite mit den Notizen ist aufgeschlagen. Vorsichtig nähere ich mich und berühre die beschriebenen Seiten. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich das Notizheft so liegen gelassen habe. Wieder durchdringt mich Angst. Ich drehe mich zur Tür. Meine Hand zittert, als ich nach der Türklinke greife und sie nach unten drücke. Die Tür ist nicht abgesperrt. Habe ich etwa nicht zugesperrt? Mein Herz klopft mir bis zum Hals, ich blicke hinaus in den dunklen Korridor, höre das leise Flattern der Vorhänge hinter meinem Rücken und dann auf einmal, unweit, ein leises Knarren, als würde jemand mit Schuhen über Parkett gehen. Ohne nachzudenken lasse ich die Tür ins Schloss fallen. Mit zitternden Händen sperre ich zweimal zu.

In dieser Nacht kann ich nicht mehr schlafen. Im Morgengrauen packe ich eilig meinen Koffer und ohne zu frühstücken nehme ich den kürzesten Weg zum Bahnhof. Unterwegs blicke ich mich nervös um, ein letztes Mal erspähe ich den heiligen Koloman, wehmütig schaut er von seinem Brunnen zu mir herüber. Kurze Zeit später lasse ich mich ungeheuer erleichtert auf meinen Sitzplatz in der Frühverbindung nach Wien fallen. Dort angekommen würde ich den Zug nach Hause nehmen, den Zug nach Böhmen! Wir fahren los. Was für eine Entspannung. Ich klopfe auf meine Brusttasche, um mich zu vergewissern, dass ich das Notizheft mit allen Daten bei mir habe, stoße einen langen Seufzer aus und versinke tiefer in meinem Sitz. Draußen beginnt ein weiterer wunderschöner Tag.

*An den Sohlen der Schuhe
klebt vielleicht noch ein kleiner
Rest Erde vom Garten der Großeltern,
wenn Martina am Montag eine
Zweigstelle der Jiří Mahen Bibliothek
im Brünner Stadtteil Štýřice aufsperrt.*

Lydia Steinbacher

KJM Brno-Štýřice

<https://www.kjm.cz/provoz/styrice-vojtova-7>

Brünn, 382.400 Einwohner:innen

Lydia Steinbacher

Glosende Streichhölzer

An den Sohlen der Schuhe klebt vielleicht noch ein kleiner Rest Erde vom Garten der Großeltern, wenn Martina am Montag die Bibliothek in Štýřice aufsperrt. Das Wochenende hat sie fern der Brünner Stadtgrenze verbracht. Von jenem Ort, der keiner genaueren Bezeichnung bedarf, den ich mir nur vorstellen kann, stammen auch die jungen Bäume, die jetzt im Vorgarten des Bibliotheksgebäudes wachsen. Die Brise in den Blättern spricht eine andere Sprache.

Alles hier ist neu und modern, der Beton strahlt in grellen Farben, die Bildschirmschoner schaukeln ihre Zeichen auf den Besuchercomputern. Es sei sinnvoll, dass die Computer mit Bibliothekskatalog und freiem Internetzugang im Eingangsbereich gegenüber der Kassa stehen, so die junge Bibliothekarin, und eine nähere Begründung hätte es eigentlich nicht gebraucht, in meinem Kopf wächst da schon die Geschichte, die sie mir erst später erzählen wird. Im Februar des vergangenen Jahres war die neue Zweigstelle der Jiří-Mahen-Bibliothek eröffnet worden, das heißt auch: inmitten einer herausfordernden Phase der Pandemie. Die ersten drei Monate lang wurden die bestellten Bücher oft durchs Fenster gereicht, öffentlich zugänglich war nur das Foyer des Hauses. Mit ihren Bücherlisten wie mit Einkaufslisten seien manche Leute gekommen, so Martina, und ich stelle mir zwischen Wörtern wie Brot und Milch und Butter die Titel bekannter Bestseller vor.

Die Geschichte des Ortes, auf dem die Bücherei – und mit ihr der gesamte Gebäudekomplex mit angrenzender Betreuungsanstalt für Senioren und einem Kulturzentrum für Kinder und Erwachsene – erbaut wurde, lässt sich aber weit zurückverfolgen. Eben noch erzählt Martina von einem Escape-Room-Spiel, das sie zu Halloween für Kinder organisiert habe, von selbstgebastelten Skeletthänden und einem unechten Raben, doch mit dem nächsten Satz sind wir dem Spiel schon entkommen. Früher, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, war hier ein

Friedhof gelegen. Nimmermehr, will einem dazu nur einfallen beim Anblick der kleinen Kreuze, die bei den Grabungen zum Vorschein kamen. Sie liegen ganz zuunterst in der Glasvitrine im Eingangsbereich. Für die studierte Archäologin Martina müssen sie daliegen wie offene Bücher, am interessantesten auch hier, was zwischen den Zeilen steht. Vor dem Friedhof haben sich wohl nur Obstgärten und Getreideanbauflächen auf dem Gelände befunden, und wiederum für die Zeit davor, bis ins 11. und 12. Jahrhundert, lasse sich das Vorhandensein einer Produktionsstätte für Glas belegen, erzählt sie. Das Kaleidoskop der Geschichte drehe ich zu langsam, in Gedanken stelle ich mir noch vor, wie hier einst jemand einen Kirschkern ins Gras spuckte. Noch älter sind die römischen Spuren von Graben- und Befestigungsanlagen, und auch ein germanisches Grab mit einer Urne hat man gefunden. Das verbogene Schwert, wie eine Schnecke eingedreht, steckte im Inneren des Gefäßes, wohl auch für damalige Zeiten ein sonderbarer Brauch. Jetzt liegen die Teile getrennt voneinander. Zwei keltische Armbänder und Funde aus der Jungsteinzeit füllen den restlichen Platz in dem Schaukasten. Was wird man einmal aus unserer Zeit finden, was wird den Wert der bahnbrechenden Entdeckung bekommen, wenn es alt und zersplittert ist? Ein Blick aus dem Fenster zeigt eine große Fläche brauner Erde, dort, wo bald ein Wohnhaus entstehen soll, graben sich die Archäologen noch immer durch die Zeit. Das Bild erinnert an eine überdimensionierte Sandkiste und damit geht auch ein bisschen Ernsthaftigkeit verloren.

Dennoch, betrübt könnte man sich fühlen, so in der Gegenwart gefangen, bedenkt man nicht: So viele Geschichten, die uns hier umgeben, zugänglich ohne Spaten, ohne Pinsel und Schweiß – zumindest betrachten wir sie in diesem Glauben, die Buchrücken. Und doch ist eines, was sie alle von mir trennt, wie ein hoher Zaun: die Sprache. Fast peinlich berührt senke ich den Blick. In einer Ecke des Raumes blättert ein Kind mit seiner Mutter durch ein Bilderbuch, als wolle es mich beruhigen. Die Zweigstelle der Bücherei verfügt über eine große Abteilung für Kinder- und Jugendliteratur, darauf hat man sich gewissermaßen spezialisiert. Es sei aber weit mehr, was die Menschen hier suchen, sagt Martina, eine Bibliothek sei vor allem ein Gemeinschaftszentrum. Wie hat Ihnen das Buch gefallen? Was möchten Sie als Nächstes lesen? Solche Fragen stellen sie und ihre Kollegin gern. Die Bibliothek kann aber auch Zufluchtsstätte sein, ein Ort für das stumme Nachdenken, zum In-(der)-Ruhe-gelassen-Werden, ohne Rechtfertigungsdruck,

ohne Zeit. Diese Uhr an der Wand zu meiner Rechten, ist sie stehengeblieben? Aber stehenbleiben heißt nicht zurückbleiben. Und was hat man sich eigentlich dabei gedacht, ein Chronometer am Stadtplatz zu errichten, eine Astronomische Uhr, von der niemand die Zeit abzulesen vermag? Ich finde mich einen Moment allein zwischen Krimis und Liebesromanen wieder. Ein Moment oder eine Stunde, zum Schluss ein ganzer Vormittag. Wie lange bin ich schon hier? Wie lange habe ich mit dem Zeigefinger diesen Buchrücken berührt? Und laufe ich jetzt vielleicht schon Gefahr, im nächsten Augenblick Opfer eines mysteriösen Mordfalles zu werden, oder noch schlimmer: von einem gutaussehenden Professor verführt zu werden, der Liebesbriefe in seinen Lieblingsbüchern hinterlässt? Selbst die ungelesenen Geschichten steigen mir schnell zu Kopf.

Martina und ich unterhalten uns über ihre Arbeit, die mehr beinhaltet, als man unmittelbar annehmen würde. Demnächst stehe ein Römerfest für Kinder am Programm, auch kleinere Vorträge für Schülerinnen und Schüler fänden regelmäßig in dem mit modernem Smart-TV ausgestatteten Vortragsraum statt. Für die Auswahl der Bücher – es steht auch ein E-Book-Sortiment zur Verfügung – ist Martina ganz allein zuständig. Noch gibt es freie Regale in dem neuen Gebäude, noch muss nicht mit der Apothekerwaage der Wert eines jeden Buches für die Zweigstelle ermittelt werden, allzu kritisch prüfend, ob es noch bleiben darf. Doch abseits dessen sei die Beratung, der Austausch mit Besuchern prinzipiell, das Allerwichtigste bei ihrer Tätigkeit, manchmal auch die größte Herausforderung. Ich überlege, wie ich selbst reagieren würde, wenn jemand mich explizit nach Büchern von männlichen Autoren fragte, weil diese besser schrieben. Oft mangelt es im richtigen Moment an Schlagfertigkeit, aber so eine Antwort muss sitzen. Hin und wieder seien die Vorstellungen so genau, dass man gerne fragen würde: Und das Cover, welche Farbe soll der Umschlag haben? Martina lacht und die zweite Martina, unsere Dolmetscherin, die sich jetzt auch in der Bücherei eingefunden hat, übersetzt mit ihrem schönen Lachen, das gar nicht so verschieden klingt. Die steigende Besucherzahl gibt am meisten Anlass zur Freude. Etwa die Hälfte der Leute stammt aus dem Bezirk, die andere kommt aus der ganzen Stadt hierher, trägt etwas fort, bringt etwas zurück, und ein frischer Wind weht bei der Tür herein und spricht durch die Blätter und Seiten. Zugänglichkeit ist ein großes Thema, auf zwischenmenschlicher Ebene einerseits, ganz praktisch andererseits, mit Lift und Wickeltisch.

Hinter den großen Glasscheiben fällt der warme Juniregen in den Vorgarten. Es ist nur ein unscheinbarer Zaun, der das Grundstück von der Betreuungseinrichtung für ältere Menschen trennt. Auch die Senioren kämen hin und wieder in die Bibliothek und borgten Bücher aus, allerdings müssten sie jetzt den Haupteingang dafür benutzen, erfahre ich. Früher sei es nämlich mitunter vorgekommen, dass sie durch die Bücherei das Weite gesucht hätten, daher seit kurzem der Zaun. Fast ein bisschen wehmütig betrachte ich ihn. An und für sich scheint es ein guter Plan, sich vor dem Durchbrennen – wer weiß, wie weit man es schafft – noch mit guter Literatur einzudecken. Allerdings könnte zu schweres Gepäck wiederum entscheidend verlangsamen, vorausgesetzt man hat kein Pferd und auch keinen Fluchtwagen in der Vojtov-Straße geparkt.

Sollte man den Plan verfolgen, die Stadt in westlicher Richtung zu verlassen, dann könnte man noch einen Zwischenstopp in der Villa des ersten Brünner Bibliothekars nach dem Ersten Weltkrieg, Jiří Mahen, einlegen. Nach ihm ist die Stadtbibliothek mit ihren 34 sehr unterschiedlichen Dependancen immerhin benannt. Seine Anfang der 1990er-Jahre verstorbene Frau Karla, die eine Schwäche für Schlagobers hatte, hätte einst womöglich auf eine Tasse Kaffee eingeladen und ins vom Wilden Wein umrankte Häuschen gebeten. Wie schnell der Wein wächst und wie weit er damals schon gekommen war, ob er schon ins Arbeitszimmer im ersten Stock hatte hineinschauen können wie heute – ich habe keine Ahnung. Von der Fotografie im Stiegenhaus der Villa im Masaryk-Viertel blickt Karla Mahen, schon im hohen Alter, mit freundlich-neugierigen Augen. Auch dieses Haus ist heute für die Öffentlichkeit zugänglich, ist eine eigene Zweigstelle der Bibliothek und gleichzeitig Museum.

Martina begrüßt ihre Kolleginnen. So lange ist es nicht her, dass sie selbst noch hier gearbeitet hat, in dem schönen Haus mit Garten und einem Dachboden, wo hin und wieder Lesungen stattfinden. Abends allein in der Villa hätte sie sich ein bisschen gefürchtet, sagt sie jetzt, und ich kann das verstehen. In Mahens Arbeitszimmer werfe ich einen Blick ins Bücherregal. *Die Fälscher* von Max Brod, ein Buch zu Ibsens Bühnentechnik und eines über die Russische Revolution, ein abgegriffenes Handbuch alt-bulgarischer Sprachen und Betrachtungen zu Nietzsches Kulturbegriff – so eng aneinander, dass es fast möglich scheint, die Inhalte zwischen den Buchdeckeln könnten noch Einfluss aufeinander nehmen, sich eigenständig umschreiben, zumindest einzelne Buchstaben, einzelne Wörter.

Vielleicht geht die Ordnung im Regal noch auf den ursprünglichen Besitzer zurück, obwohl es viel wahrscheinlicher ist, dass die Bände viele Male umgestellt wurden seither. Jiří Mahen, der seinen bürgerlichen Namen hinter diesem Pseudonym versteckte, hinterließ selbst ein großes literarisches Werk. Es umfasst Gedichte, Romane und Theaterstücke, aber auch Sach- und Kinderbücher. Der couragierte Kritiker, der sich 1939 selbst erhängte, derweil Karla mit ihrer Mutter im Theater war, dürfte aber auch Sinn für Humor gehabt haben. Eine Art ironische Mahnung, wie man besser nicht mit Bibliotheksbüchern umgehen solle, ist neben dem Regal aufgemacht. Illustriert hat sie Mahens guter Freund Josef Lada. Darauf zu sehen: ein Buch als Topfuntersetzer oder unter einem zu kurzen Tischbein, glosende Streichhölzer als Lesezeichen, ein Herr, der während der Lektüre ein Hühnerbein verschlingt, und ein anderer, der munter in einem Büchlein Notizen macht, während eine Dame sich beim Umblättern den Finger mit der Zunge benetzt. Nein, auf solche Ideen würde doch niemand kommen! Bevor wir gehen, horche ich noch eine Weile in Mahens altes Telefon, lausche der Tonaufzeichnung und verstehe kein Wort, auch nicht das Knistern und Rauschen.

Das Licht, die Atmosphäre, an jedem dieser Orte, an die Martina mich führt, ist grundverschieden. So auch hier, in der Hauptbücherei, die seit 1950 im barocken Schrattenbach-Palais im Herzen der Brünner Altstadt residiert. Vor gut 20 Jahren war das Gebäude komplett renoviert worden, nur ein Jahr nach Abschluss der Arbeiten stürzte jedoch in einem der Räume die Decke ein. Jedes alte Gebäude hat seine persönliche Schwachstelle. Im Vergleich zu den anderen Zweigstellen herrscht im überdachten Innenhof reger Betrieb, trotzdem ist man in den meisten Räumen allein. Und wenn noch jemand hereinkommt, dann stellt sich dieses wundersame Phänomen ein, dass die gesuchten Bücher wie zufällig ausgerechnet nebeneinander im selben Regal gefunden werden wollen. Wie hat Ihnen das Buch gefallen? Was möchten Sie als Nächstes lesen? Wie oft haben zwei Menschen schon dasselbe Buch gelesen, nur um im Anschluss festzustellen, dass es sich jeweils verwandelt haben muss? Oder passiert das jedes Mal? Und ist es wirklich Zufall, dass Bibliothekarin Martina, der ich durch die Räume folge, denselben Namen trägt wie die eloquente Dolmetscherin, die unser beider Komplizin zugleich scheint? Hinter den Oberflächen so grundverschiedene Wesenhaftigkeiten. Ich denke an die Orte in der Brünner Altstadt, die ich zuvor besucht habe, an die St.PeterPaul-Kathedrale, den Krautmarkt, an die Kirchen und Plätze, die

Theater und die Universität, denke an die dunklen Kasematten und das Stadtmuseum auf der Burg Špilberk, ans Katzencafé und auch an das Bier im Restaurant. Ich habe noch nie zuvor ein Krügerl mit mehr Schaum als Bier bestellt, ich habe überhaupt nie wirklich freiwillig ein Bier bestellt. Die Bibliothek, der Austausch mit den beiden Martinas, wie hätten sie mir gefehlt im Bild dieser Stadt. Wie hätte mir die Sprache gefehlt!

Im Archiv der Bibliothek, fast ist es ein intimer Moment, ohne zu wissen warum, drückt Martina mir ein Buch in die Hand. Harry Potter, sagt sie, die selbst ein Faible für Fantasy und Science-Fiction hat, und zeigt auf gut einen Meter Bücher. Sie alle sehen komplett identisch aus, groß und weiß im Regal lehrend, als würde ihnen etwas fehlen. Aber es fehlt nichts, ich streiche mit den Fingerspitzen über die ins Papier geprägten Punkte, im Gegenteil. Es würde lange Zeit dauern, die neue Schrift zu lernen, sage ich mir. Und niemals, natürlich würde ich niemals, ein Streichholz als Lesezeichen verwenden. Die Reibungswärme beim Umblättern, dazu der Zunder der Gedanken, einmal eine kleine Glut, brennt schnell der ganze Kopf, es könnte zur spontanen Selbstentzündung kommen. Das wäre viel zu gefährlich!

Marek Toman

Wo man die Schwalben hört

aus dem Tschechischen übersetzt von Julia Miesenböck

Vielleicht ist das ein Spezifikum meiner Generation, doch suche ich jedes Mal beim Überqueren der ehemaligen Grenze zum Westen den Eisernen Vorhang. Aber nicht den Streifen Stacheldraht mit Wachtürmen, sondern die Unterschiede im Lebensstandard. Das, was auf den ersten Blick sichtbar ist. Dieses Mal betrachte ich die Menschen und Autos auf der österreichischen Seite. Der einzige Unterschied: eine Matratzenwerbung auf Deutsch. Matratzen Concord. Matratzen der Zustimmung! Kann man Werbesprache übersetzen?

Meine Stützpunkte in Eggenburg sind die Stadtbücherei und Petra, die Bibliothekarin. Sie hat Geschichte und Politologie studiert und mit ihrem Ehemann und fünf Kindern jahrelang in Wien gelebt, bevor sie sich gemeinsam für eine Luftveränderung entschieden. Ihr Mann ist Psychiater, er bekam eine Stelle im Zentrum für Psychosomatik, und sie ist mitgekommen. War das eine gute Wahl?

Die Stadtbücherei, die sich in der Nähe des Hauptplatzes am ehemaligen, bereits abgerissenen Burgtor befindet, dominiert ein Raum mit Krimis. Dort dominieren wiederum skandinavische Krimis – Resultat eines staatlich finanzierten Versuchs, die Leserschaft davon zu überzeugen, dass vor allem in Skandinavien, also in den Ländern mit der weltweit niedrigsten Kriminalitätsrate, viele Verbrechen stattfinden. Das ist gelungen. Ein Buch neben dem anderen, alle mit typisch schwarzem Einband.

Ein weiterer Raum ist für sogenannte „Frauenliteratur“ reserviert, ebenfalls in charakteristischen Farben, aber blumig-bunten ... Und für Kinder? Kinder lesen wie verrückt, hören im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren damit auf und kommen dann kaum noch in die Bücherei. Lesen ist vor allem ein Hobby von Frauen. Männer greifen, wenn sie überhaupt hierher kommen, zu Geschichts- oder Kriegsbüchern. Und die Bibliothekarin überlegt, ob sie gute Bücher fördern oder lieber das erwerben soll, was die Kundschaft verlangt.

*Das mittelalterliche Eggenburg
zeichnet sich durch krumme Straßen
aus, die vom Hauptplatz wegführen
und wie ein riesiges, unbewegliches
Windrad wirken.*

Marek Toman

Stadtbücherei Eggenburg

<https://www.eggenburg.gv.at/Einrichtungen/Stadtbuecherei>

Eggenburg, 3.500 Einwohner:innen

Im Keller der Bücherei befinden sich Bände, die den Puls der Zeit nicht mehr treffen. Sie werden für einen Euro pro Stück verkauft. In den Regalen stehen gut erhaltene Titel, zum Beispiel vom Nobelpreisträger Elias Canetti, oder vom Nicht-Nobelpreisträger Jaroslav Hašek. Übrigens gibt es solche Verkaufsaktionen auch in vielen tschechischen Büchereien. Die Lagerungsmöglichkeiten sind beschränkt und die Leserschaft will neue Titel. Die Bananenbox ist der Sarkophag vieler großer Werke der Weltliteratur.

Die Zeiten ändern sich, jedoch müssen wir uns nicht mit ihnen ändern. Frau Gerda, eine ältere Dame mit frischem Gesicht, ehemals Professorin für Englisch und Deutsch und Inhaberin zahlreicher akademischer Titel, hat nach ihrer Pensionierung angefangen, Tschechisch zu lernen. Sie zeigt mir das bemerkenswerteste Denkmal der Stadt: die mittelalterliche Stadtmauer, die auf einer Länge von zweieinhalb Kilometern erhalten ist. Und sie überrascht mich mit einem Geschenk: einem Roman des Prager Deutschen Leo Perutz. *Nachts unter der steinernen Brücke*. Ich verstehe das literarische Deutsch im Titel. Ich sollte meine Deutschkenntnisse verbessern, nehme ich mir zum x-ten Mal vor.

Das mittelalterliche Eggenburg zeichnet sich durch krumme Straßen aus, die vom Hauptplatz wegführen und wie ein riesiges, unbewegliches Windrad wirken. Die Stadt schwebt im Wind der Zeit. Entweder sie widersetzt sich – oder sie stimmt unmerklich in die Bewegung ein. Ein Wahrzeichen der Stadt ist das „Gemalte Haus“, ein Renaissance-Bauwerk mit Sgraffitoszenen aus der Bibel. Adam und Eva, Abraham und Isaak, und andere Geschichten über Zögern, Zweifel und die Folgen davon. Gestaltet wurde das „Gemalte Haus“ angeblich von tschechischen oder italienischen Künstlern. Jedenfalls wurde einheimisches Material zum Bau verwendet, der berühmte *Weißer Stein von Eggenburg*, durch dessen Einsatz ist der Fassaden-Hintergrund heller als bei anderen Sgraffiti. Diese hier sind weniger kontrastreich, man muss ganz genau hinschauen, um sie zu deuten.

Das „Gemalte Haus“ liegt am Hauptplatz mit dem Adlerbrunnen, der Mariensäule und einem Pranger, an dem das Halseisen bis heute hängt. Von da aus kann man gemütlich weiterschlendern bis zur Stephanuskirche mit ihren romanischen Türmen, auf diesem Weg kommt man auch an der unscheinbaren Abzweigung in der Judengasse vorbei. In Eggenburg ist die Geschichte der ortsansässigen jüdischen Gemeinde, die im Mittelalter unter Pogromen zu leiden hatte, längst verblasst, doch wer sich für die jüdische Geschichte interessiert, wird die Aura des

engen Viertels zu schätzen wissen. Die Häuser stehen dicht nebeneinander, die Atmosphäre ist fast mediterran, mit versteckten Höfen und weiß verputzten Fassaden. Die Gasse führt zu einem kleinen Platz, auf dem sich möglicherweise in einem der Häuser eine Synagoge befand. Wer das jüdische Viertel im mährischen Boskovice oder das Viertel Lokšany im südböhmischen Březnice kennt, wird Bescheid wissen.

Eggenburg erinnert außerdem irgendwie an die tschechische Stadt Slavonice, aber auch an Roudnice, Stříbro oder Slaný. Für ein „tschechisches“ Gefühl sorgen auch die Nachnamen der Eigentümer lokaler Unternehmen: Die Gärtnerei wird von einem gewissen Herrn Tutschek betrieben, der Malerbetrieb von Herrn Hutecek, um Druckerei und Grafik kümmert sich Herr Janetschek. Und es hat sich herausgestellt, dass wir sowohl im Café als auch im Hotel Tschechisch sprechen können. Die Hürden für tschechische Arbeitssuchende sind schon vor Jahren gefallen, und jetzt soll die Tür weit offen stehen. Wahrscheinlich hat das mit der schlechten wirtschaftlichen Lage der Gegend zu tun. Leere Geschäfte, nicht selten mit kunstvoll gestalteten Werbeschildern aus dem 19. Jahrhundert, legen davon Zeugnis ab.

Vielleicht hängt aber auch alles mit der Abgeschlossenheit der Region zusammen. In der Vergangenheit war sie durch die Grenze abgeschottet, heute liegt Eggenburg immer noch im Grenzgebiet: zwischen dem Waldviertel und dem Weinviertel. Der bewaldete Teil der Gegend zeichnet sich durch schroffe Eigenständigkeit aus und hat in den letzten Jahrzehnten viele Menschen aus den österreichischen Zentralräumen angezogen, die anders leben wollen. Die leeren Geschäftslokale in Eggenburg bieten vielleicht eine andere Kommodität als Waren: Ruhe und Gelassenheit, Raum für Überlegungen: Was wäre wenn? Zum Beispiel: Was wäre, wenn Österreich-Ungarn nicht zerfallen wäre? Natürlich hätten wir uns ein Österreich-Ungarn-Tschechien-Slowakei-Gefüge gewünscht, das wäre das mindeste gewesen ... Die Eisenbahn, die Wien und Prag seit etwa 1870 verbindet und durch Eggenburg führt, heißt immer noch Franz-Josefs-Bahn – allerdings nur in Österreich.

Obwohl die Einheimischen nichts gegen die Tschechen haben, interessieren sie sich nicht allzu sehr für die Welt jenseits der nördlichen Grenze. Ein vages Wissen über die Wiener Tschechen unsererseits sorgt für eine Art Zugehörigkeitsgefühl. Und das Deutsche ist in der tschechischen Sprache viel präsenter als

andersrum. Als Stadt gibt es Eggenburg seit mehr als siebenhundert Jahren, als man sich auf die Seite Rudolfs I. von Habsburg stellte – und gegen den böhmischen Herrscher Přemysl Otakar II. Zur Belohnung gab es das Stadtrecht. Alles hätte auch anders sein können!

Eggenburg ist also eindeutig eine Stadt an der Grenze, an der Schnittstelle, und es ist kein Zufall, dass sich hier ein Zentrum für die Behandlung psychosomatischer Traumata befindet. Genau dort arbeitet der Psychiater Robert, der Ehemann der Bibliothekarin Petra. Robert erzählt uns, dass man in seiner Einrichtung am Durchbrechen automatischer körperlicher Mechanismen arbeitet, die anfänglich zur Bewältigung eines Traumas notwendig sind. Wird eine Person an ein Trauma erinnert, erstarrt sie. Diese Reaktion kann unmittelbar hilfreich sein, wenn die Person beispielsweise als Kind missbraucht wurde. Doch im Erwachsenenleben hindert sie diese Art von Schutzmechanismus daran, beruflich und privat ein erfülltes Leben zu führen.

Die Therapie soll helfen, Muster zu durchbrechen. Das ist vergleichbar mit der Rolle der Literatur, mit dem Geschichtenerzählen, schließlich erleben wir auch beim Lesen die Schicksale anderer Menschen und staunen über festgefahrene Mechanismen in uns selbst. Gleich neben der therapeutischen Einrichtung befindet sich ein verwilderter Garten, in dem ein Pfad zu meditativen Spaziergängen einlädt. Er führt hinaus aus der Stadt, durch den Tunnel einer stillgelegten Eisenbahnlinie und auf den Vitusberg. Die Patientinnen und Patienten des Therapiezentrums haben hier im Rahmen ihrer Behandlung die Möglichkeit, ungeñiert laut zu schreien. Was schreien sie? Machen sie jemanden für ihr Trauma verantwortlich? Angeblich nicht. Freies Herausschreien hat heilende Kräfte, das reicht. Robert erwähnt auch seltsame zeitliche Verzögerungen mancher Traumata: manche Betroffene kommen erst zehn Jahre oder noch später nach dem Auslöser um Hilfe zu suchen. Die Therapeutinnen und Therapeuten sollten vielleicht Ukrainisch lernen, sagt der Psychiater mit der Intellektuellenbrille und dem bedruckten Rocker-T-Shirt nachdenklich. Ich muss ihn nicht fragen, ob es eine gute Entscheidung war, Wien zu verlassen.

Und was denken die Einheimischen über das Psychosomatische Zentrum? Anfangs waren sie nicht sehr begeistert, doch zieht die Stadt daraus auch einen gewissen Nutzen. Die Patientinnen und Patienten kommen im Zuge ihrer mehrwöchigen Aufenthalte auch zum Einkaufen in die örtlichen Geschäfte.

Hinter den gut erhaltenen Häusern der Stadt stehen natürlich persönliche Geschichten, wie die von Maja und Ewald. Sie verliebten sich in ihr Haus – eine ehemalige Pfarre – als es noch eine Ruine war. Mit den Ersparnissen aus lebenslanger Arbeit ließen sie es renovieren. Jetzt bewohnen die beiden ein kleines Schloss mit märchenhafter Atmosphäre. Ein schmiedeeisernes Gitter scheint ihre Entscheidung zu bekräftigen: Sie haben Wien zurückgelassen und sind in dieses Haus gezogen, in dem sie für immer bleiben werden.

Eggenburgs Geschichte aus den Zeiten, als es noch gar nicht Eggenburg war, findet man im Krahuletz-Museum. Herr Krahuletz war ein Autodidakt, der eine umfangreiche Sammlung zur Ur- und Frühgeschichte des Ortes besaß. Er lebte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, als Fossilienfunde in großer Zahl ans Tageslicht kamen – oder besser gesagt: man bemerkte sie endlich. Für Krahuletz änderte dieser Umstand aber nicht viel. Er war bei der Stadt als örtlicher Prüfer für Maße und Gewichte angestellt, ein Arbeitsplatz, der nur zwei Tage pro Woche in Anspruch nahm, ihm Zeit für seine Leidenschaft ließ. Allerdings wurde ihm erst im hohen Alter eine Ehren-Professur für Geologie verliehen, die ihm allein vorbehalten war.

Dank Herrn Krahuletz und dank seines Museums finden wir uns in der Zeit vor zig Millionen Jahren wieder, als Eggenburg am Meer lag, subtropisches Klima herrschte und Tapire, Krokodile und Schildkröten hier lebten. Und noch ein Tier, das erst viel später einen Namen bekam: die Krahuletz-Seekuh. Der berühmte Weiße Stein von Eggenburg, eine Mischung aus Kalk- und Sandstein, hat alles konserviert. Heute wird er nicht mehr abgebaut; im Museum ist ein Stück zu sehen, das praktisch nur aus Muschelschalen besteht und daher unbrauchbar zur Verbauung ist. Natürlich ist die Erforschung der Urgeschichte nicht auf die Region beschränkt, und Museumsdirektor Johannes lobt die Zusammenarbeit mit den tschechischen Kolleginnen und Kollegen.

Eines der spannendsten Exponate ist das prähistorische Grab einer Frau, das man unter der heutigen Bücherei entdeckt hat. Der Kopf liegt zu ihrer rechten Seite, er wurde ihr bei lebendigem Leibe abgetrennt. War sie eine Diebin? Hat sie Gotteslästerung begangen? Oder hat sie außergewöhnlichen Mut bewiesen? Hat sie nach etwas Verbotenem gegriffen?

Johannes vertritt hinsichtlich dieser Fragen einen wissenschaftlichen Ansatz. Erklärungen gibt es viele, deshalb wird keine angeführt. Daran lässt sich der

Unterschied zwischen Geschichte und Literatur gut erkennen. Letztere arbeitet mit Spekulationen darüber, was passiert sein könnte.

Und so ist es auch mit der Geschichte von Bertha von Suttner, der einzigen tschechischen Nobelpreisträgerin. Oder tschechisch-österreichischen, denn sie sprach sowohl Tschechisch als auch Deutsch, lebte in Böhmen, Wien, Niederösterreich und Paris ... Geboren wurde die Begründerin des Pazifismus in Prag, als Tochter der Familie Kinsky, und mit ihrem Buch „Die Waffen nieder!“, geschrieben auf Basis persönlicher Erfahrungen zur Zeit des Russisch-Türkischen Krieges, erlangte sie weltweite Bekanntheit. Einige ihrer persönlichen Gegenstände wurden von Suttners Dienstmädchen dem Krahuletz-Museum gestiftet und sind dort ausgestellt. Bertha von Suttner wohnte nämlich zeitweilig auch in Eggenburg, bei Verwandten in einem Haus am Hauptplatz.

Anhand der Abbildung im Museum lässt sich das Haus leicht identifizieren. Die Geschichte dreht sich in Eggenburg wie ein riesiges Windrad, das immer an demselben Ort steht. Der Hauptplatz sieht ungefähr so aus wie zu Zeiten Bertha von Suttners. Und ihr kleiner Hund Mizzi auf dem Gemälde im Museum wirkt lebensecht. All das kann man dank dieser seltsamen Ruhe genießen, die Eggenburg wie ein Urmeer umspült. Es reicht, wenn man sich einfach in eines der beiden Kaffeehäuser auf dem Hauptplatz unter die Sonnenschirme setzt. Man kann sich in diese Ruhe hineinlegen wie auf die hochwertigste Matratze, die ihre vollkommene Zustimmung gibt. Und dann kann man über die Wendungen von Geschichten nachdenken, Geschichten von anderen und eigene Geschichten. Geschichten aus Büchern, Geschichten von Büchern, Geschichten, die niemals geschrieben wurden. Eigene Entscheidungen, die großen und die bedauerlichen: bleiben oder gehen?, und Traumata, mit denen wir gelernt haben umzugehen. Nach einer Weile wird einem die Hochwertigkeit dieser Stille bewusst. Hier hört man die Schwalben.



Kurzbiografien

Gertraud Klemm

geboren 1971 in Wien, lebt in Niederösterreich, arbeitet als Autorin und Schreibpädagogin. Diverse Stipendien und Preise, u.a. BMKK Outstanding Artist Award für Literatur 2020, Ernst-Toller-Preis 2021, Anton Wildgans Preis 2022.

Zuletzt erschienen: *Hippocampus* (Kremayr & Scheriau 2019), *Sind das Ihre? In: Mutter werden. Mutter sein*, Hrsg. Barbara Rieger (Leykam 2021), *Der feuchte Traum In: Das Paradies ist weiblich*, Hrsg. Tanja Raich (Kein&Aber 2022).

Markéta Pilátová

geboren 1973 in Tschechien, ist Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin aus dem Spanischen. Leitete die Auslandsredaktion der tschechischen Zeitschrift *Respekt* und arbeitete für mehrere Jahre als Tschechisch-Lektorin in Argentinien und Brasilien.

Ihr Debütroman: *Žluté oči vedou domů* (2007, *Wir müssen uns irgendwie ähnlich sein*, Residenz 2010) erhielt Nominierungen für den Magnesia Litera Preis und den Josef-Škvorecký-Preis. Zuletzt erschienen: *S Baťou v džungli* (Torst 2017).

Iva Procházková

geboren in Tschechien, lebt nach Aufenthalten in Österreich und Deutschland seit 1994 in Prag. Arbeitet als Kinder- und Jugendbuchautorin, schreibt Theaterstücke, Drehbücher, Krimis und Thriller. Diverse Literaturpreise, u.a. Österreichischer Jugendbuchpreis, Deutscher Jugendliteraturpreis, Luchs des Jahres, Magnesia Litera.

Zuletzt erschienen: *Die Residentur* (Politischer Thriller, übers. von Mirko Kraetsch, Braumüller Verlag 2020), *Elias und die Oma aus dem Ei* (Jugendbuch, übers. von Raija Hauck, Verlag Jungbrunnen 2021).

Thomas Sautner

geboren 1970 in Gmünd/Niederösterreich nahe der tschechischen Grenze, lebt als Schriftsteller und Essayist in Wien und Niederösterreich. Literaturpreis der Margarete Bader-Waissnix-Stiftung 2014.

Zuletzt erschienen: *Das Mädchen an der Grenze* (Picus 2017), *Großmutterns Haus* (Picus 2019), *Die Erfindung der Welt* (Picus 2021).

Ferdinand Schmatz

geboren 1953 in Korneuburg/Niederösterreich, lebt als freier Schriftsteller in Wien. 2012 bis 2020 Leiter des Instituts für Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst. Herausgeber des Nachlasses von Reinhard Priessnitz. Mehrere Auszeichnungen, u.a. Österreichischer Staatspreis für Literatur 2001, H.C: Artmann Preis 2006, Ernst-Jandl-Preis 2009.

Zuletzt erschienen: *das gehörte feuer. orphische skizzen* (Haymon 2016), *STRAND DER VERSE LAUF. Gedicht* (Haymon 2022).

Marek Šindelka

geboren 1984 in Tschechien, studierte Kulturwissenschaften und Drehbuch in Prag. Schreibt Lyrik, Prosa und Drehbücher. Diverse Preise, u.a. Jiří Orten Preis 2006 sowie Magnesia Litera Prosa Preis 2012 und 2017. 2020 nominiert vom Dramaturgischen Rat für die Leipziger Buchmesse.

Marek Šindelkas bisher letztes Werk ist die mit dem Comicpreis ausgezeichnete Graphic Novel *Svatá Barbora* (2018).

Lydia Steinbacher

geboren 1993 in Waidhofen an der Ybbs/Niederösterreich, lebt und arbeitet in Wien und Niederösterreich. Schreibt Lyrik und Prosa. Lesereisen und Stipendien, diverse Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften und Texte für den Rundfunk.

Zuletzt erschienen: *Im Grunde sind wir sehr verschieden* (Limbus 2017), *Schalenmenschen* (Septime 2019), *Wolgaland* (Septime 2022).

Marek Toman

geboren in Tschechien, lebt als Dichter, Prosaautor und Publizist in Prag. Seit 1997 als Diplomat in Estland und Ungarn tätig. Seine Bücher wurden bisher ins Englische, Finnische, Polnische, Ungarische und Deutsche übersetzt.

Zuletzt erschienen: *Neptunova jeskyně* (Plus 2018), *Oko žraloka* (Novela Bohemica 2018), das Kinderbuch *Neskutečná dobrodružství Florentina Flowerse* (Nakladatelství Baobab 2019).

Herausgeber:
Literaturhaus NÖ
Mährische Landesbibliothek Brno
Treffpunkt Bibliothek

© der Originaltexte liegt bei den Autor:innen.
© dieser Zusammenstellung 2022: Hg. Literaturhaus NÖ,
Mährische Landesbibliothek Brno, Treffpunkt Bibliothek

Diese Publikation entstand im Rahmen des Projekts
„Bibliotheken in Mähren und NÖ entdecken“.

„Bibliotheken in Mähren und NÖ entdecken“ ist ein Projekt des Unabhängigen
Literaturhaus NÖ, Mährische Landesbibliothek Brno und Treffpunkt Bibliothek und wird
im Rahmen des Projektes FMP/KPF AT-CZ 2014-2020 durch den Europäischen Fonds
für Regionalentwicklung, aus dem Programm „INTERREG V-A Österreich-Tschechische
Republik“ gefördert und durch Eigenmittel der NÖ.Regional.GmbH kofinanziert.